VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

0094



juni 2012

versorgerin Nr / 94 / JUN 2012 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

»I'm not ashamed to dress 'like a woman' because I don't think it's shameful to be a woman.« behauptet ein Iggy Pop in chicem Kleid und mit Handtäschen auf Seite 4 dieser Versorgerin. Gestoßen bin ich auf das Iggy-Triptychon im sehr lesenswerten »Nichtidentisches«-Blog von Felix Riedel, der es auf bemerkenswerte Weise kommentiert. Wie anders sich die drei Bilder von Iggy-in-drag auch lesen lassen, zeigt Kristina Pia Hofer auf Seite 5. Eine hervorragende Studie über die Darstellung von Roma und Sinti in Literatur und Kunst hat der Professor für Literaturwissenschaft in Bielefeld, Klaus-Michael Bogdal, veröffentlicht, dessen Interview mit Pamela Neuwirth auf Seite 6 zu finden ist und den wir versuchen, für eine Lesung in der Stadtwerkstatt zu gewinnen. Von Roma in der österreichischen Pop-Musik der 60er Jahre und was man ihnen Irres zugeschrieben hat, handelt der Text von Al Bird Sputnik auf Seite 7, der uns hoffentlich noch öfter Einblick in sein famoses Trash Rock Archiv gewähren wird.
Servus.at-Mitarbeiter Peter Wagenhuber war vor kurzem mit KollegInnen von Funkfeuer Linz bei den Tonga in Zimbabwe, um IT-Hilfe zu leisten, und berichtet auf Seite 8 auch über die damit verbundenen Schwierigkeiten. Über Hexereivorstellungen im subsaharischen Afrika, die zu modernen Hexenjagden, zu »humanitären Katastrophen in Permanenz« führen, berichtet der Ethnologe Felix Riedel auf Seite 9 in einem Einführungstext zu seinem Forschungsschwerpunkt.
»Mit Volldampf in die dreißiger Jahre unterwegs« ist für Herrn Groll die Politik im Nachbarland Ungarn in einer neuen Geschichte von Erwin Riess auf Seite 15. Angeprangert wird von Riess u.a. »das Raubrittertum auf der Donau«. Auch Stephan Grigat entdeckt auf Seite 14 Übles in Ungarn, wo die Rechtsextremen auf ein Bündnis mit dem iranischen Regime setzen.
Mit »Regionalwährungen als demokratischem Handlungsspielraum« befasst sich der Text von Eva Falb auf Seite 11. Anlass: In der Stadtwerkstatt wird bald der »Gibling« (»Gimme« für die anglophonen LeserInnen) eingeführt. Zu sehen ist der Geldschein in der Gestaltung von Oona Valarie Serbest bereits auf diesem Versorgerin-Cover, andere, von verschiedenen KünstlerInnen entworfene Giblinge werden folgen.
Für die Serie »Mythos Medienkunst« bat Franz Xaver auf den Seiten 12 und 13 Gottfried Hattinger, den künstlerischen Leiter des »Festival der Regionen« zum Gespräch.
Eine Klangwolke vom Saturn wird sich am 7. Juli über der Donau ausbreiten, wenn wir den Sun Ra-Film »Space is the Place« zeigen werden. Am Tag darauf schippert dann ein Seine-Schlepper auf der Donau: »Atalante« von Jean Vigo. Mehr dazu auf Seite 3.

So long

k.



servus@servus.at

LiWoLi 2012 @ I/O Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4




Gäste: Ronen Kadushin (IL/DE); Greg Saul (NZ/GB); Peter Kirn (USA/DE); Beste Nazilli (GB/DE); Heath Bunting (GB/~); Eleanor Greenhalgh(GB/NL); Theremini Orchestra (SLO): Tina Dolinšek, Luka Frelih, Ida Hiršenfelder, Borut Savski, Saša Spačal, Robertina Šebjanič, Matic Urbanija, Dušan Zidar; Jakub Pisek (SK) & Roman Lauko (SK) & Erik Bartos (SK), Augsut Black (USA), Dmytri Kleiner (USSR/CAN/DE); Felix Stalder (CH/A), David Young (IRL/NL), Victor Mazon (ES/DE), Cimbalab (Chile): Constanza Piña Pardo (CHI), Claudia Gonzalez (CHI); EXPANDERR (A/~), Michael Schweiger (A);
Awkward Family Photos: Orestis Plakias (GR), Niko Palamares(GR), Kyriakos Tsoukalas(GR), Linda Hilfling (DK/D); Malte Steiner (DE); Servando Barreiro (ES/DE); Mey Lean Kronemann (DE), Andreas Strauss (A/~); VALUG (A); Reinhard Gupfinger (A);




Weiteste Reisen: Santiago de Chile - Zagreb - Linz; Kalmar - Malmoe -Budpest- Wien-Linz
Überraschende Gäste: James Stevens (GB), Adnan Hadzi (CH/GB)

Workshops: 19	Gäste:	Workshop Anmeldungen:	Gender unknown: 6
Lectures: 4	Frauen: 12	Frauen: 22	LiWoLi Mailingliste/TeilnehmerInnen: 132
Performances: 8	Männer: 20	Männer: 51	

Private Unterkünfte: Ingo Leindecker (4 Personen), Anja Westerfrölke (2 Personen), Rudolf Mittelmann (1 Person), Pamela Neutwirth (2 Personen), Eleonore (2 Personen), Reiter/Decker (2 Personen), Aileen Derieg (2 Personen), Youth-Hostel: 6 Personen, Uni Appartments: 5 Personen
Extras: 4 Feldbetten, Rotes Kreuz




Eröffnung: Verpflegung 90 Euro (Strauss Kitchen)
Einkauf für Verpflegung 3 Tage inkl. Frühstück: 360,28 Euro

Totale Ausgaben/operatives Budget: 9.500, Euro
Stand Ausgaben 28.05.2012: 10504,5 Euro

Arbeitsaufwand: 22.05. - 27.05.2012
Organisation, Abwicklung, Finanzen: eine Person servus.at (ca 18h/Tag)
Aufbau, Set up und Tech: eine Person servus.at (ca 18h/Tag)
Arbeitsaufwand: 24.05.-26.05.2012
Verpflegung/Einkaufen/Kochen: 2-3 Personen (ca 11h/Tag)
Helping Hands, Bar: 2-3 Personen - Kunstuniversität
Info-Point, Shirt-Verkauf: 1-2 Personen (ca 18h/Tag) – ehrenamtlich servus.at, Kunstuniversität
Location, Support: Stadtwerkstatt
Community Support: DorfTV, Radio Fro




Das war LiWoLi 2012 – www.liwoli.at

Fotos: Simone Boria

Donaukino an der Lände der Stadtwerkstatt

Auch in diesem Sommer, am 7. und 8. Juli, zeigt Stadtwerkstatt bei freiem Eintritt zwei besondere und, wie wir denken, für die spezielle Location bestens geeignete Filme auf der Donau.

SUN RA: SPACE IS THE PLACE
Samstag, 7. Juli, 21.00 Uhr

Afro-Futurismus Revisited.
Von *Didi Neidhart*

Es ist schon bemerkenswert, wie wenig Niederhall die »Black Science-Fiction« bzw. der Afro-Futurismus im Kino gefunden haben. Denn abgesehen von »Brother From Another Planet« (USA 1984) schaut es eher düster aus. Zwar gibt es im Star Trek-Universum (zu dessen Fans u.a. Martin Luther King und Sun Ra gehörten) immer wieder Anklänge, aber selbst von einem Sci-Fi-Autor wie Samuel R. Delany gibt es außer einer Doku (»The Polymath, or The Life and Opinions of Samuel R. Delany, Gentleman«, USA 2007) nichts. Das änderte sich auch nicht, als in den 1990er Jahren mit TV-Dokus wie John Akomfrahs »The Last Angel of History« (UK 1996) oder Büchern wie dem von Diedrich Diederichsen herausgegebenen Reader »Loving The Alien - Science Fiction. Diaspora. Multikultur« (1998) und vor allem Kodwo Eshuns »Heller als die Sonne - Abenteuer in der Sonic Fiction« (1999) afro-futuristische Alien-Thematiken zumindest im Popdiskurs eine Hochkonjunktur hatten.



So bleibt Sun Ras 1972er »Space Is The Place« neben diversen Musikvideos (exemplarisch dargestellt etwa in erstmals 2000 im TV ausgestrahlten Feature »Fantastic Voyages 3: Space Is The Place« von Christoph Dreher mit Kommentaren zu afro-futuristischen Videos von Diederichsen und Eshun) eigentlich der einzige Kinofilm zum Thema.

Sun Ra besucht dabei die Erde mit seinem durch Musik betriebenen Raumschiff (eine Idee, die wenig später George Clinton als Dr. Funkenstein mit der P-Funk-»Mothership Connection« von Parliament/Funkadelic weiterführen wird) um Menschen (hauptsächlich Afro-AmerikanerInnen, jedoch auch Hispanics und Weiße) auf seinen Planeten zu bringen. Einen Ort, an dem im Gegensatz zur Erde auch die Musik und die Vibrations anders sind. Zusätzlich lässt er sich auf ein tückisches Kartenspiel mit The Overseer ein, einem Pimp wie aus einem Blaxploitation-Film, der - ganz Gangsta - vor allem materielle Gewinne aus den Black Communities lukrieren will.

Sun Ra entfaltet hier seine ganze Kosmologie der elementaren »schwarzen Erfahrung« der Alienation, weshalb das Weltall als einziger Space übrig bleibt, an dem »schwarze Menschen« einen Place haben. Sein berühmter Spruch »History is not my story. My story is a mystery« taucht an zentralen Stellen immer wieder auf. Etwa als er (komplett in ägyptischem Outfit) vor Black Power-Jugendlichen spricht, die ihn zuerst für eine Witzfigur halten, dann jedoch seinen Worten lauschen, als er davon erzählt, dass »Schwarze« in den USA immer nur als Mythos gesehen werden (als stellvertretend leidende Blues etwa oder als Menschen, denen »Rhythmus im Blut« unterstellt wird) und daher keine Realität darstellen. Sun Ras »I'm not real« hat hier nichts mit metaphysischem Hokuspokus zu tun, sondern nimmt das von W.E.B. DuBois schon 1903 in »The Souls of Black Folk« beschriebene »doppelte Bewusstsein« (als zwar dem Gesetz nach US-StaatsbürgerInnen, jedoch von der Gesellschaft ausgeschlossene Individuen) wie das Dilemma von Ralph Ellisons »Invisible Man« aus 1947 wörtlich. Welchen Preis müssen die Unsichtbaren für die Sichtbarkeit zahlen, welche Freiheiten sind nichts weiter als perfide Kontrollmechanismen repressiver Toleranz? Was gibt es jenseits von Integration, Assimilation, Segregation und Seperatismus? Wie lebt es sich in der Diaspora, wie sinnvoll ist ein »Black Nationalism« oder ein Afrozentrismus?

Die Komplexität der Thematiken mag dabei mitunter verwirrend sein, zeigt aber auch, dass all die realpolitischen Themen, Widersprüche und Diskurse der 1970er (»Black Capitalism«, Gangsta, »Black Power«, Afro-Futurismus) immer noch eine Aktualität besitzen, der wir, zusammen mit Paul Gillroys »Black Atlantic«-Komplex in Debatten rund um HipHop (Gangsta versus Consciousness), Techno (Cyborgs oder Aliens), Digi-R&B (Realness versus Künstlichkeit) und Dub Step (Utopien versus Dystopien) auch heute noch begegnen.

Wie politisch »Space Is The Place« immer noch ist, zeigt sich auch an Hand der Sci-Fi-Serie »Stargate«. Dieses gleichsam als rassistische Negativfolie des Afro-Futurismus konzipierte Space-Abenteuer bringt es ja wirklich fertig (dunkelhäutige und immer auch etwas queer erscheinende), ägyptische Gottheiten als böse Aliens darzustellen, die mit ihren Pyramiden-Raumschiffen nur Zerstörung im Sinn haben. Dementsprechend werden sie dann u.a von Asgard(!)-Raumschiffen immer wieder vernichtet. Eine Anti-Mothership Connection der Extraklasse, die gegen die von Sun Ras Arkester erprobten Sonic Weapons immer wieder aufgefahren werden müssen. Nicht umsonst beginnt »Space Is The Place« mit dem apokalyptischen Refrain »It's After The End Of The World«.



Space Is the Place (Regie: John Coney, Drehbuch: Sun Ra, USA 1972/1974, Director's Cut, 82 min, OF)

Didi Neidhart, Chefredakteur von Skug wird am 7. Juli auch eine Filmlecture geben.

L'ATALANTE (Jean Vigo)
Sonntag, 8. Juli, 21.00 Uhr

Die lebensfrohe Juliette heiratet Jean, den jungen Kapitän der »L'Atalante«. Direkt nach der Zeremonie gehen sie an Bord und legen ab – mit dabei der raubeinige Bootsmann Jules. Schnell langweilt sich Juliette auf dem alten Kahn und als sie in Paris das Schiff nicht verlassen darf, reißt sie kurzerhand aus.



Das poetische Langfilmdebüt des gerade einmal 29-jährigen Jean Vigo war zugleich sein letzter Film. Vigo überlebte die Dreharbeiten nur knapp. Er starb im Oktober 1934 an Tuberkolose. Die tragikomische Liebesgeschichte erzählt in wunderschönen Schwarzweißbildern und mit leisem Humor vom Leben auf einem alten Seine-Schlepper, der am 8. Juli auf die Donau projiziert wird.

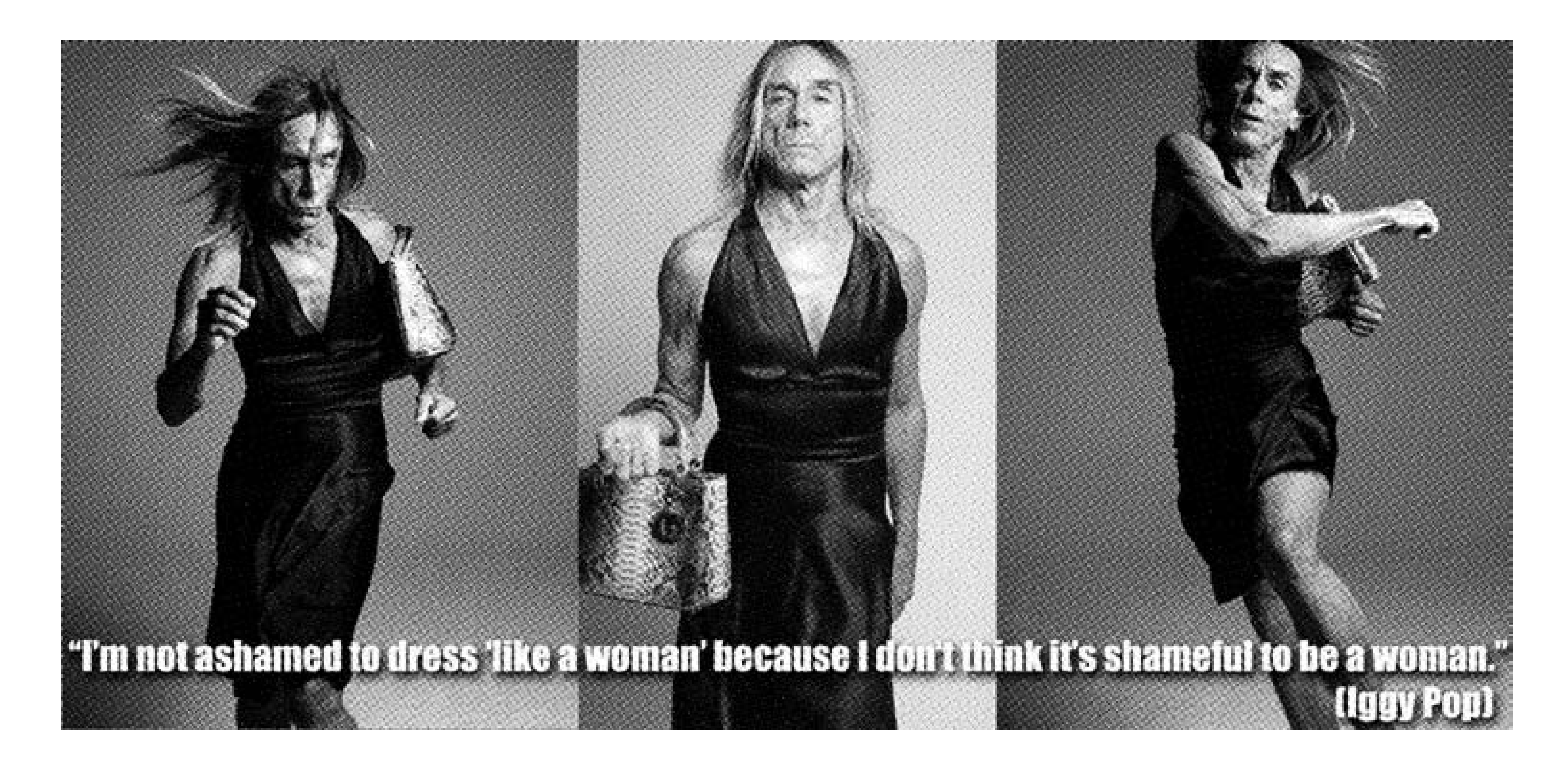
»The film is a masterpiece not because of the tragic story of its maker nor because of its awkward genesis, but because, as Truffaut has said, in filming prosiac words and acts, Vigo effortlessly achieved poetry«. The Guardian

L´Atalante, (Regie: Jean Vigo, F 1934, ca. 85 min..Mit Michel Simon, Dita Parlo und Jean Daste.

BEZAHLTE ANZEIGE

Seit ich ihn gesehn…

Felix Riedel über Iggy Pop und die Emanzipation.



Die Inszenierung präsentiert Iggy Pop in einem einteiligen, edlen Kleid. Seine gekonnten Posen ahmen den dynamischen Tanz einer Frau nach, die sich aus irgendeinem, von der Archetypen-Psychologie der Werbeagenturen erdachten Grund stets in Bewegung befinden muss. Das Zitat: »I'm not ashamed to dress 'like a woman' because I don't think it's shameful to be a woman.«

Adorno hat seinen tiefen Skeptizismus gegenüber der Verherrlichung des weiblichen Charakters wie kaum ein anderes Thema für die »Minima Moralia« reserviert. Sein emanzipatorischer, Nietzsche aufhebender Befund gipfelt in dem Satz: »Die Glorifizierung des weiblichen Charakters schließt die Demütigung aller ein, die ihn tragen.« Exaltierte Männlichkeit, das »tough baby«-Syndrom, ist ihm so suspekt wie die damit kommunizierende Weiblichkeit.

Iggy Pop subvertiert dieses dialektische Verhältnis nicht, er invertiert. Im Westen ist die Abkehr von der klassischen Misogynie heute billig zu haben und auf sie bezogenes avantgardistisches Brimborium wirkt verspätet, naiv und altbacken. Die normative Botschaft des Pop-Künstlers liegt eher in der Propaganda für die Kleidung der Frau, die artifizielle, überelastische Haltung ihres Körpers und letztlich für ihre Unterwerfung. Die kunstfasergehärtete Seidenrüstung wird mit der Existenz, der biologischen Geschlechtlichkeit assoziiert als wäre sie von Natur entstanden.

Die Angleichung der Männer an die Frauenbilder, die sie selbst sich einst in Angst vor der Aggression der Frau zurichteten, zeugt davon, was sie mit sich selbst vorhaben. Es ist zum geringeren Teil Beweis für die Befreiung von Homophobie, der Pazifismus befreit auch nicht von Gewalt. Vielmehr spricht hier die fortschreitende, auch die Männer erfassende Unterwerfung. Die ist nicht mehr durch Vaterfiguren verkörpert, denen man in Kraft und Intellekt mindestens gleich werden kann und muss, sondern durch ein übermächtiges, anonymes, namenloses Prinzip, vor dem nur Inversion und Vermeidung ratsam sind. Ausbrüche gewährt dann allein die fortschreitende Apotheose des aufgeblähten Heros, der überkontrollierte, unverwundbaren Mann, wie ihn auch der von Drogen und Exzessen gestählte Iggy Pop, vor allem aber James Bond und der Dark Knight (1, 2) repräsentieren – anders als die Proletarier Jackie Chan oder John Rambo riskieren sie nichts, reagieren nicht, haben nicht nur bloß unfassbares Glück: Die sterilisierten bourgeoisen Action-Helden sind keine Menschen sondern Götter, die dumm ihrem Schicksal in einer durchgeplanten Folge von wahnsinnigen, unmöglichen Aktionen folgen und dabei gewiss keine Geldsorgen haben. Das Gegengift zum Heros, die zu solidarischen Bindungen auch jenseits des sexuellen Interesses fähige Assoziation von verwundbaren Individuen bleibt mit gutem Grund selten in der Filmlandschaft – am Ende läuft heute noch fast jeder erfolgreiche Film auf den eisenharten Kerl hinaus, der seine Kleinfamilie rettet, während tausende andere sterben. Wenn es einen Fortschritt in der Bildersprache Hollywoods gegeben hat, dann nicht den Umschlag dieser Figuren in den verweiblichten Mann, der noch immer auf tolerierte homosexuelle oder pubertäre Rollen sich zurückziehen muss und in der Konkurrenz um Frauen allenfalls gegen den prügelnden Blödian Erfolg hat. Die Emanzipation der Frau muss die Emanzipation der Frauen sein. Die Gönnerei jener Männer, die aus der einst zwanghaften Travestie einen gesellschaftlich honorierten Faschingsball machen, verspricht ihnen keine Freiheiten, sondern schreibt ihren Status fest. Die Aktivität der Frauen als körperlicher und intellektueller Widerstand gegen die gesellschaftlichen Zumutungen ist allemal wünschenswerter als der Regress der Männer auf die anal strukturierte Manipulation, die passive Aggressivität, die der euphemistisch zur Schönheit geschundenen körperlichen Schwäche zum Habitus wird.

Nicht zufällig ist das konforme Accessoire Iggy Pops die Handtasche, jenes Lacan'sche Schächtelchen, in dem männlicherseits wunder was Geheimnisse und Waffen vermutet werden, in dem sich aber zumeist nichts befindet, was wert gewesen wäre, es vom Körper abzuspalten und dann dennoch bei sich zu tragen. In dieser Handtasche wie auch im Ausgezehrten der doch sehr vogue gewordenen hohlwangigen anorektischen Männermodels, artikulieren sich sadomasochistische Wartestände auf Ruinen einstiger Wünsche. Androgynität ist erlaubt, solange sie dieses Zeichen der Schwäche und Entsagung von Lust, die Magerkeit, trägt. Ungleich verpönter als die modischen metrosexuellen Männer sind Frauen, die sich Bodybuilding jenseits von sanktionierten Ästhetisierungen erlauben. Androgynität, die als vereinzelte in das Zelebrieren von Schwäche mündet, das durch Beherrschbarkeit des eigenen schwächlichen Beutekörpers lockt, ist keine fortschrittliche. Unter der gesellschaftlichen Kastrationsdrohung ist sie Regression hinter das ödipale Stadium. Vom Widerstand abgelöste Geschlechtlichkeit wirbt nur Ästhetisierungen ein. Wünschenswert wäre ein Zustand, der der Stärke nicht mehr bedürfte und körperliche wie intellektuelle Schwäche erlaubte. In der gewaltförmigen bürgerlichen Gesellschaft bedeutet dieselbe Projektion eine Idealisierung, ein Ausweichen vor dem Konflikt. Der richtet sich gegen die Subjekte selbst, die aus der freien Wahl ihrer Kleider schon ihre eigene Freiheit, und insbesondere jene zur Wahl der Wahl selbst, ableiten wollen.



»Die Gegensätze des starken Mannes und des folgsamen Jünglings verfließen in einer Ordnung, die das männliche Prinzip der Herrschaft rein durchsetzt. Indem es alle ohne Ausnahme, auch die vermeintlichen Subjekte, zu seinen Objekten macht, schlägt es in die totale Passivität, virtuell ins Weibliche um.« (Adorno, Minima Moralia, »Tough Baby«)

Vielleicht hat Iggy Pops Zitat aber auch recht. Scham empfindet das Opfer für das, was ihm angetan wird, weil die Trennung zu jenem misslingt, was man sich antun lässt. Wenn Iggy Pop mit dem Spott auf diese weibliche Scham über das, was aus der Frau gemacht wurde, kokettierte und diese Frauen als Ziel der Kritik einer ungleich feinsinnigeren Travestie hätte, so wäre er weitaus fortschrittlicher als er von den Fans des Bildes verstanden wird und sehr wahrscheinlich doch werden will.

Fragment Ende.

Felix Riedel hat diesen Text zuerst in seinem sehr lesenswerten Blog »Nichtidentisches« veröffentlicht:

http://nichtidentisches.wordpress.com/

Dressing ‚like a woman‘

Kristina Pia Hofer über Iggy Pops Drag-Gender-Studies-Geschichtsstunde und das »utopische Potential des Unzeitgemäßen«.

»Paranoid reading« nennt Eve Kosofsky Sedgwick die Tendenz von (Literatur-)Theorie, in jedweder populärkultureller Äußerung erstmal eine unterliegende negative Ideologie zu vermuten, die aufzudecken es gilt. In vielen Disziplinen, so Sedgwick, sei dieses paranoide Vorgehen mittlerweile automatisiert, und verdränge andere mögliche Lesarten von Texten, Bildern und Praktiken, die möglicherweise Platz für Überraschung lassen, und somit zur Entwicklung anderer, vielleicht sogar neuer politischer Ideen und Praxen führen können. Felix Riedels eloquentes »Fragment« zur Bildstrecke von Iggy Pop im Cocktailkleid fällt streckenweise auf reflexhaftes paranoid reading zurück. Vielleicht liegt es am Verhaftetsein des Autors in Kritischer Theorie und Psychoanalytischer Kulturtheorie, die zwar beides wunderbare Instrumentarien zur Kulturkritik sein können, aber auch ein gesteigertes Potential zu Automatismen in der Argumentation in sich tragen.

Ein Reflex besteht zum Beispiel in einer generellen Absage an eine potentielle (emanzipations-)politische Wirksamkeit von *male-to-female drag*: »Die Gönnerei jener Männer, die aus der einst zwanghaften Travestie einen gesellschaftlich honorierten Faschingsball machen, verspricht ihnen keine Freiheiten sondern schreibt ihren Status fest.« Riedel begegnet dieser Praxis mit dem Universalverdacht, dass sie trotz einer oberflächlichen Irritation feststehender Geschlechterzuschreibungen eigentlich nur ein weiteres Instrument der Unterdrückung sei: im besten Fall gedankenlos paternalistisch motiviert, im schlimmen Fall wissend bösartig. Dies passiert wahrscheinlich in Abgrenzung an eine in den 1990er Jahren populäre, in ihrem Enthusiasmus selbst etwas verkürzten Lesart von Judith Butlers *Gender Trouble*, die besagt, dass *drag* an sich (und immer) die bestehende heterosexuelle Matrix quasi wie von selbst subvertieren würde. Angesichts dieser beiden Pole drängt sich in einer nicht-paranoiden Betrachtung von Iggy Pops *drag* die Frage auf, ob die Performance in diesem speziellen Fall nicht noch was anderes signifizieren könnte als entweder die totale Befreiung von heteronormativen Normalisierungszwängen, oder andererseits einen zutiefst verächtlichen Faschingsumzug.

Iggy Pops Intervention könnte auch einen Rückgriff auf ein nicht mehr ganz taufrisches Konzept von Geschlecht und Geschlechtlichkeit darstellen, das in seiner relativen Schlichtheit den derzeit bestehenden *gap* zwischen relativ fortgeschrittenen (man könnte auch sagen: »abgehobenen«) dekonstruktivistischen Sexualitäts-/Gendertheorien und einem dumpfen hegemonialen Mainstream-Empfinden, welches immer noch fest im Glauben an eine letztendlich doch biologische Erklärung (und damit Legitimation) eines als »natürlich« empfundenen polaren Zwei-Geschlechtermodells verhaftetet ist, überbrücken möchte. Text und Bild operieren hier in der Logik des guten alten *sex/gender* Modells und seiner interaktionistischen theoretischen Unterfütterung, dem *doing gender*-Ansatz. In der Bildserie stehen Cocktailkleid und Handtasche – beides hyperfeminin codierte Kleidungsstücke bzw. Accessoires – für »Frau«. Das ist einerseits probelmatisch und schreibt, wie auch Riedel feststellt, heteronormative (Bekleidungs-)Vorschreibungen weiter ein. Aus der Perspektive von doing gender hingegen lenkt diese Gleichsetzung von sexuiertem Kleidungsstück und sexuierter[1] Identität das Augenmerk der Betrachter_in auf die Konstruiertheit von Geschlecht. Die Bildstrecke und die begleitende Bildunterschrift kommuniziert, dass Pop durch das Anlegen eines Kleides selbst zur »Frau« wird (Pop: »to *be* a woman«). Den Akt des Gewandens stellt die Serie somit als wirkungsmächtige Interaktion dar, die »Geschlecht«, wie wir es verstehen, überhaupt erst herstellt.

2012 gilt das sex/gender Modell in vielen feministisch_queeren Theorieansätzen als unzeitgemäß. Mit seiner analytischen Trennung von »Geschlecht« in zwei Komponenten – einerseits das biologische »sex«, d.h. der Geschlechtskörper mit seiner Anatomie, seinen Hormonen, Gonaden und Genen, andererseits das gender als das »soziale« (der Satz an unterschiedlichen Rollen, Eigenschaften, Fähigkeiten, Erwartungen, Begehren, die »Männern« und »Frauen« zugeschrieben werden) Geschlecht – würde es den vergeschlechtlichten Körper und die ihm angeblich eingeschriebenen Begehrlichkeiten kampflos dem Bereich des Vordiskursiven überlassen, so der gegenwärtige Befund. In den 1980ern jedoch schlug das sex/gender Modell ein wie eine Bombe – und entfaltete eine (breiten-)gesellschaftliche Wirkung weit über die Grenzen abgeschiedener inner-feministischer akademischer und aktivistischer Kontexte hinaus. Das Modell erlaubte zum ersten Mal, über »Geschlecht« (zumindest in seiner Inkarnation als soziales »gender«) als etwas sozial Konstruiertes zu sprechen. Im Gegensatz zur bis dato vorherrschenden Konzeption von vergeschlechtlichen Kategorien wie »Mann« und »Frau« als natürlichen und somit unverrückbaren (natur)wissenschaftlichen Tatsachen war es nun möglich, eine Veränderung dieser Konzepte einzufordern. Was sozial konstruiert ist, kann schließlich auch durch menschliche Intervention – d.h. durch soziale, kulturelle und ökonomische Politiken, Praxen – verändert werden.

Wenn Iggy Pop 2012 in die Trickkiste einer nicht mehr ganz zeitgemäßen feministischen Theorie greift, dann könnte das einen Versuch darstellen, zu aktivieren, was Gabriele Jutz als das »utopische Potential des Unzeitgemäßen« bezeichnet. In Anlehnung an Walter Benjamin schlägt Jutz vor, dass die künstlerische Verwendung von ausrangierten und eigentlich nicht mehr nützlichen, weil zeitlich und technologisch überholten Techniken (wie z.B. Super 8 Film) politisches, progressives Potential in sich tragen können, »da die Relikte einer Gesellschaft im Zustand des Verfalls noch einmal an ihr originäres Glücksversprechen erinnern« würden (Jutz 2010, 71). Nicht eingelöste Versprechen, die überholte Technologien zum Zeitpunkt ihrer Durchsetzung auf dem Markt impliziert hatten – wie z.B. eine Demokratisierung des Filmschaffens durch die Verfügbarkeit von leistbarem, einfach zu bedienendem Amateurequipment – können bei bewusstem ‚unzeitgemäßen‘ Gebrauch der Techniken als Utopien erinnert und aktiviert werden. Was in Jutz‘ Beobachtungen für den Einsatz von überholten filmischen Techniken gilt, kann auch in den Einsatz überholter feministischer Theorien in Pops Performance gelesen werden. Die Bildserie versucht das unzeitgemäße utopische Potential des feministischen sex/gender-Modells gegenüber einer Gegenwart zu aktivieren, in der frauenpolitische Anliegen oft als altbacken Brot gelten, in der feministische Emanzipationsanliegen als bereits voll und ganz durchgesetzt begriffen werden, und in der sich eine zunehmende Rückgriffnahme auf eine angebliche »Natürlichkeit« von Konzepten wie »Frau« und »Mann« – auch und gerade in den in der Konstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeit höchst wirkungsmächtigen Naturwissenschaften – abzeichnet. Pops zugegebenermaßen etwas populistischer Retro-Anti-Essentialismus schadet hier meines Erachtens eher weniger. Auch, wenn er die wirklich interessanten Fragen, die sich zeitgemäße feministische Intervention immer noch stellen sollte – was meine/bewirke ich eigentlich, wenn ich die Subjekte feministischer Politik als »Frau« oder »die Frauen« subsumiere? – außen vor bleiben.

Literatur

Judith Butler, Gender Trouble. London, New York: Routledge 1990.

Gabriele Jutz, Das utopische Potential des Unzeitgemäßen. In: Dies., cinéma brut. Eine alternative Genealogie der Filmavantgarde. Wien/New York: Springer 2010.

Eve Kosofsky Sedgwick: Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity. Durham, NC: Duke University Press 2003.

Candace West, Don H. Zimmerman, Doing Gender. In: Gender & Society, 1987 (1), 125-151.

---

[1] »Sexuieren« bedeutet, einen Gegenstand oder ein Konzept mit vergeschlechtlichter Bedeutung aufzuladen, ihm sozusagen ein Geschlecht zu »verpassen«. Ein sexuierter Gegenstand »hat« allerdings nicht bloß ein Geschlecht, sondern ist so stark mit der Vorstellung von Geschlecht verbunden, dass er als Symbol für dieses Geschlecht stehen kann. Ein Beispiel wäre der Stöckelschuh, der gegenwärtig nach wie vor stark mit der Vorstellung von »Weiblichkeit« verbunden ist.

Kristina Pia Hofer ist an der JKU Linz im Bereich Geschlechterforschung tätig und spielt Gitarre und singt bei »The Happy Kids«.

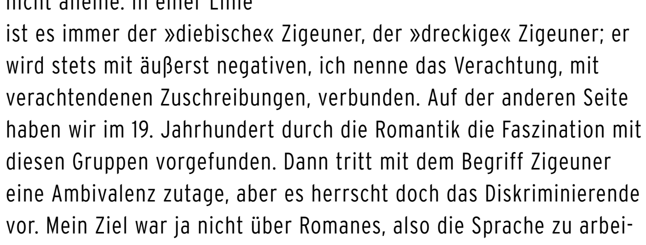


Europa erfindet die Zigeuner

Zwischen Faszination und Verachtung oszillieren die Geschichten über die sogenannten Zigeuner. Roma und Sinti haben erst in den letzten Jahrzehnten begonnen, ihre eigenen Geschichten auch schriftlich zu erzählen. Davor prägten Erzählungen über sie als Fremde, Fremdzuschreibungen ihr Bild. In seinem Buch »Europa erfindet die Zigeuner« spannt Klaus-Michael Bogdal einen Bogen vom 15. Jahrhundert, der Ankunft von Rom-Völkern in Europa, bis heute. Für Radio FRO sprach *Pamela Neuwirth* mit dem Literaturwissenschafter über seine Geschichte der Darstellung der ›Zigeuner‹ in der europäischen Literatur und Kunst.

Wie kam der Begriff »Zigeuner« in die Welt?

Bogdal: Das ist der Begriff der in Ost-Europa angewendet wird und dessen etymologischer Ursprung unklar ist. In anderen Ländern, das versuche ich im Buch zu erklären, haben wir andere Begriffe, an denen man ablesen kann, wie die Wahrnehmung gesteuert wurde. In England haben wir die Gypsys, also die Ägypter; in Holland werden sie Heiden genannt, also in einer religiösen Wahrnehmung. In Skandinavien die Tartaren, das ist wieder eine andere Herkunftsbezeichnung. Wir haben den Begriff der Zigeuner, der aber weitgehend diskriminierend gebraucht wird. Im Begriff Zigeuner befinden sich genau die Fremdzuschreibungen, die sich im kollektiven Gedächtnis der Europäer eingeschrieben haben. Es gibt ja keine Selbstzuschreibungen, die Eingang fanden in das, was wir als Zigeuner bezeichnet haben. In Deutschland von Sinti und Roma zu reden ist vielleicht dreissig Jahre alt, wie auch die Tatsache, dass sie diese Begriffe als Selbstzuschreibung erstmals akzeptieren. Der Begriff Zigeuner steht nicht alleine. In einer Linie ist es immer der »diebische« Zigeuner, der »dreckige« Zigeuner; er wird stets mit äußerst negativen, ich nenne das Verachtung, mit verachtendenen Zuschreibungen, verbunden. Auf der anderen Seite haben wir im 19. Jahrhundert durch die Romantik die Faszination mit diesen Gruppen vorgefunden. Dann tritt mit dem Begriff Zigeuner eine Ambivalenz zutage, aber es herrscht doch das Diskriminierende vor. Mein Ziel war ja nicht über Romanes, also die Sprache zu arbeiten, sondern über die künstlerischen Darstellungen und die Fremdzuschreibungen; insofern musste ich in andere europäische Sprachen hineingehen. Wir haben bis zum Ende des Kriegs, bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, keine schriftlichen Zeugnisse in Romanes, es ist eine mündliche Sprache, eine orale Kultur und die große Schwierigkeit meiner Arbeit war, überhaupt authentische Quellen zu finden in der Geschichte, die es nicht gibt, da es die Sprache nur als mündliche gibt. Auf der anderen Seite ist die Sprache natürlich ein wichtiges Bindeglied, der doch sehr unterschiedlichen Romvölker, die wir in Europa kennen und von denen nicht mehr alle diese Sprache sprechen. In Ungarn sprechen die Romvölker seit langen Jahren nur noch ungarisch; in Deutschland ist das anders, in Bulgarien auch. Das sind eigentlich Gruppen, die traditionell zweisprachig sind, wie wir das heute nennen.



Die französische Sopranistin Emma Calvé (1858-1942) als Carmen in George Bizets Oper

In ihrem Buch zeigen Sie die Bilder und Geschichten auf, welche die Europäer von den Rom-Gruppen erzählten. Erzählt und geglaubt wurde zum Beispiel, der Zigeuner sei ein Naturwesen inmitten der Zivilisation. Es ist eine Metapher voller Widersprüche. Wie kam es dazu, dass sich diese Bilder derart erfolgreich durchsetzen konnten und bis heute virulent sind?

Bogdal: Das ist die Kernthese meines Buches. Die Zigeuner wurden als die Wilden, die Indianer Europas, die Neger Europas bezeichnet; diese Vergleiche setzten sich im semantischen Feld fort. Das ist meine These: Sie kommen zu einem Zeitpunkt, wandern zu einer schwierigen Zeit in Europa ein, als die mittelalterliche Welt zusammenbricht und sich das moderne Europa herausbilden wird. Sie sind eine Gruppe, die sich diesen Prozessen nur sehr langsam anpasst, das muss man auch dazu sagen, dass sie sich als Gruppe zu jenen Zeiten wirklich abschließen, und eben viele Entwicklungen nicht mitmachten, die andere Völker in vergleichbarer Situation in Europa eben doch mitmachten. Aber – sie werden eben als zurückgeblieben Gruppe in Europa ausgegrenzt und man mißt sich geradezu an ihnen, und den eigenen zivilisatorischen Fortschritt an Rom-Gruppen. Das ist eine der großen Festschreibungen – bis heute. Schauen Sie sich an, wie in Frankreich berichtet wird. Da wird dann von Leuten gesprochen, die überhaupt keine zivilisatorischen Standards erfüllen, die in Schmutz und Elend leben. Das sind die Bilder: sobald sie irgendwo auftauchen, zerstören sie sofort alles was sie an Zivilisation vorfinden. Sie verfeuern im Winter den Fußboden in ihren eigenen Wohnungen. Ständig finden Sie auch heute Zuschreibungen von den hoffnungslos Unzivilisierbaren.



In der Kunst waren solche bisweilen exotischen Narrative eine ideale Projektionsfläche. Sie durchstreifen die Literaturgeschichte von Victor Hugo, Maria Ebner-Eschenbach bis hin zu Puschkin, den Russen, der wohl als Ausnahme gilt, wenn er den nomadischen Lebensstil der Romvölker als anarchistische Lebensphilosophie skizziert. Im 19. Jahrhundert interessieren sich neben der Kunst dann auch andere Disziplinen für die Rom-Gruppen. Im Bereich der Kriminologie führte das in die Rassenbiologie und Eugenik. Sinti und Roma wurden dann als kriminell geboren bezeichnet. Wie kam es, dass die strukturelle Gewalt an Römvölkern in diesen Schrecken führte?

Bogdal: Das ist eine Phase, die sich nicht unbedingt so hätte ereignen müssen. Aber das war ganz erstaunlich. Das Repertoire an Vorurteilen war ausgearbeitet und die Rasseanthropologen und die Kriminalwissenschaftler und Kriminalbiologen, die sich damit beschäftigten und eine hohe Autorität in der Gesellschaft innehatten, codierten die vagen und bisher ungenauen Vorstellungen dann um, und gießen eine wissenschaftliche Form darüber. Machen aus Wahrnehmungen und Beobachtungen wissenschaftliche Wahrheiten über diese Ethnie, und das im Kontext doch schon rassistischer Gesamtkonzepte. Also nicht mehr wie im 17. und 18. Jahrhundert, dass man Völker hierarchisiert hat und die sozusagen unterentwickelten Völker konnten auch nachrücken, sich verlagern, sondern der Rassismus bricht mit dieser Vorstellung und legt unveränderliche Merkmale fest, wie auch eine unveränderliche Hierarchie und zieht damit am unteren Rand Grenzen: die Juden sind diejenigen, die Schwarzen sind diejenigen und die Zigeuner, das sind die Völker, die nicht zivilisierbar sind und die man mit eugenischen Maßnahmen eigentlich ausrotten und vernichten muss. Das findet sich nicht nur in Deutschland. Ob in der Schweiz, in Schweden, sehr bald fangen die ersten eugenischen Maßnahmen an. Das sind Heiratsverbote, Kindesnahmen und in den 1920er Jahren zunehmende Sterilisierungsprogramme. Und die Nationalsozialisten treiben das in ein Programm der totalen Vernichtung hinein.

Wie ist die Situation von Sinti und Roma heute?

Bogdal: Das ist eine schwierige Gemengenlage im Augenblick in Europa, da verlagern sich ganz unterschiedliche Probleme. Und wir haben natürlich die historisch gewachsenen Vorurteile gegenüber den Romvölkern, die seit sechshundert Jahren in der Wahrnehmung in aktuellen politischen Problemen auch immer eine Rolle spielen und die eigentlichen sozialen Probleme dann überlagern. Frankreich ist dafür ein gutes Beispiel. Andererseits haben wir in der Europäischen Vereinigung durch den Fall des Eisenen Vorhangs eine andere Situation. Völker im Südosten der EU gehören zu den Ärmsten der Armen und mit ihnen sind soziale, und vor allem wirkliche aktuelle soziale Probleme verbunden – diese werden aber nicht als solche wahrgenommen, sondern sie werden als ethnische Probleme weitergegeben und medialisiert.



Cover der Schweizer Weltwoche

Prof. Klaus-Michael Bogdal hat das Buch »Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte zwischen Faszination und Verachtung« 2011 im Suhrkamp Verlag aufgelegt. Die taz schrieb: »Klaus-Michael Bogdals Buch ist für das Verständnis der gegenwärtigen Situation der Roma in Europa und deren Hintergründe unentbehrlich. Man möchte hoffen, dass es seinen Weg in den Geschichtsunterricht und auf den Schreibtisch von Politikern findet – denn, wie Bogdal so treffend bemerkt, der europäischen Kultur ist die Fähigkeit zur Entzivilisierung noch nicht abhandengekommen.« Einen großen Teil des Buches hat Klaus-Michael Bogdal im Übrigen in einem Wohnwagen verfaßt. Er, wie er selbst sagt, kokettiert zwar damit, aber im doppelten Sinn: Ein nomadischer Lebensstil ist kein Hindernis für Bildung.

Das ganze Interview liegt im CBA – Cultural Broadcasting Archive zum Nachhören bereit:. *cba.fro.at*

Pamela Neuwirth lebt und arbeitet in Linz

BEZAHLTE ANZEIGE



BEAT FROM HELL

Al Bird Sputnik über die Exotisierung von Minderheiten in der heimischen Popmusik und die verpasste Chance, Österreich mit den SLAVES schon in den 60ern in Brand zu setzen.

»Zigeuner, fahr deinen Wagen über die Straßen der Welt.
Die Erde ist deine Heimat, der Himmel, der ist dein Zelt./
Zigeuner, dein Leben heißt Wandern, heißt wandern von Ort zu Ort.
Die Welt gehört ja den andern. Und dich jagen sie höhnisch fort./
Doch einmal da bringt dich die Erde an eine Straße im Land.
Dann hämmern die Hufe der Pferde dein Grab hinein in den Sand./
Zigeuner, fuhrst deinen Wagen über die Straßen der Welt
die Erde ist nun deine Heimat, der Himmel für immer dein Zelt.«
- Text der seinerzeit populären Nummer »*Zigeuner, fahr deinen Wagen*« des Salzburger Schlagersängers Frank Bergen (1962/ Philips).

***»Mein Vater hat Auschwitz-Birkenau überlebt. Das Z in der Tätowierung auf seinem Arm steht für Zigeuner. Ich hasse das Wort. Es hat mir meine Jugend versaut.«* - Der Wiener Jazzmusiker Harri Stojka, Spross der Lovara-Roma-Dynastie in einem Interview mit derstandard.at im April 2012.**

Im Zeichen der Zerrissenheit.

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg setzte die deutschsprachige Musikindustrie einiges daran, mit heiteren und tendenziell wenig- bis nichtssagenden Schlagermelodien das Vergessen kollektiver Traumata einer Neuorientierung suchenden Gesellschaft voranzutreiben und daraus Kapital zu schlagen. Freilich, Strategien dieser Art könnten sich schon rechtfertigen lassen mit dem höheren Zweck, durch massentaugliche Populärmusik Wiederaufbau und Wirtschaftswunder zu beschleunigen – wenn allerdings nicht dieser üble Beigeschmack bliebe: War die Verdrängung des »Unaussprechlichen« denn tatsächlich notwendiger Sendeauftrag im Kanon zeitgenössischer Schlagerproduktionen?

Exotica, der räudige Superlativ.

In Anlehnung an amerikanische Trends gebar diese Periode diffuser Aufbruchstimmung allerdings auch einige Perlen der Incredibly Strange Music: Die übersteigert-heroischen Heimkehrer-, Seemanns- und Sehnsuchtslieder eines Freddy Quinn zum Beispiel, die meist ‚Vergangenes' – oder vielleicht treffender ‚Verlorengegangenes' –



romantisierten, verlangen heutzutage fast zwangsläufig nach einer ironisierenden Lesart. Diesem fiktiven Spiel mit dem Dualismus Heimweh/Fernweh verdanken aufgeschlossene Plattensammler des weiteren auch einige der skurrilsten österreichischen Schlagerproduktionen der 50er und frühen 60er Jahre: »*Maloja*« von Frank Roberts (Philips) in etwa, ein intensives Exploitation-Instrumental als Background für einen in der Fremde irre gewordenen Matrosen, der mit sexy Timbre seine abgedrehtesten Sauf- und Prügel-Geschichten zum Besten gibt. Oder: »*In der Arena von Guayaquil*« von Gert Morell (Harmona 3D), den »*Robinson Mambo*« der 5 Mambos (Elite Special) und natürlich den Sleaze-geladenen Exotica-Klassiker schlechthin, »*Inka City*« der Bambis (Columbia), basierend auf dem allseits beliebten »*Tabu*«-Thema. Dass aber der Grat zwischen unschuldig-naivem Spaß und bedenklich-tendenziösen Inhalten in der heimischen Schlagerproduktion manchmal überschritten wurde, verdeutlichen möglicherweise die Lyrics zu »*Zigeuner, fahr deinen Wagen*« aus dem Intro dieses Textes. Bedrückenderweise wäre die Nummer musikalisch ein ziemlicher Knaller, ist in der veröffentlichten Form allerdings indiskutabel.

Die Geschichte der SLAVES.

Was Harri Stojka mit seiner exzeptionellen Solokarriere als Gipsy-Swing-Gitarrist sowie als Mitglied von GIPSY LOVE, dem HARRI STOJKA EXPRESS und NOVAK'S KAPELLE in den letzten Jahren gelungen ist, durch Schaffung einer Medienpräsenz zum publikumswirksamen Vorkämpfer für mehr Akzeptanz der Roma und Sinti in Österreich zu werden, hätte sein Cousin Karl Ratzer (aka Charlie Ryder) beinahe schon in den 60ern losgetreten. Allerdings nicht in Form von besonnenen Presse-Kampagnen, sondern viel eher so, wie die Sex Pistols mit dem TV-Moderator Bill Grundy umgesprungen sind, als sie ihn vor laufender Kamera einen »*dirty fucker*« nannten. Denn Karl Ratzer war 1964 schon Mitglied einer Punk-Band, als es Punk noch gar nicht gab.

Wien, 1964. Als der stadtbekannte Beat-Sänger Paul Fischer, ein Teenage Outsider mit einer ordentlichen Ladung Wut im Bauch nach dem Zerfall seiner beiden letzten Bands THE THUNDERSTORMS und THE DOGS sich daran macht, eine neue Gruppe auf die Beine zu stellen, verfolgt er ein strenges Konzept: Er will die coolsten Typen der Stadt mit dem härtesten Sound des Landes um sich versammeln. Sein erklärtes Ziel ist es, die britischen PRETTY THINGS in allen Belangen zu übertreffen. Sorgfältig wählt Fischer die Leute für seine ‚Supergroup' aus, unter anderem den gerade 14-jährigen Karl Ratzer, der trotz seines Alters bereits als einer der talentiertesten Beat-Gitarristen der Stadt gehandelt wird. Zudem ist er mit seinen schulterlangen Haaren und einem höchst unkonventionellen Kleidungsstil eine schillernde Erscheinung in Wien. Die Dinge nehmen ihren Lauf. Nach ersten Proben in der *Hängematte*, dem Dance-Keller des *Café Weimar* im 9. Bezirk ist schon bald ein hochkarätiges 5er-Line-Up komplett und die über Nacht entstandene All-Star-Band des Wiener Underground spielt ihre erste Live-Show. Das Repertoire bilden harte Rhythm-N-Blues-Coverversionen von Bo Diddley, den ANIMALS, TROGGS sowie obskure englische Beat-Nummern jener Tage. Der Name dieses Proto-Punk-Acts: THE SLAVES.

Nach weiteren Gigs im *San Remo* und dem *Flamingo* haben die SLAVES rasch die Reputation, die härteste Live-Band Wiens zu sein. Einem Zeitzeugen Joe Hiess, Gitarrist der Wiener BEATFIRES sind neben Ratzers überdurchschnittlicher Musikalität zudem noch dessen Punker-Manieren und das Giftler-Milieu, das ihn zu jener Zeit umgab in lebendiger Erinnerung geblieben: »*Ratzer ist im* Camera Club *auf der Bühne gestanden, high und besoffen und hat das Publikum angepöbelt: ‚Gehts alle scheissen!'*«.

September 1965: Nach einer Show der ROLLING STONES in der Wiener Stadthalle tauchen Mick Jagger und dessen Entourage plötzlich im *San Remo Club* auf und sehen die SLAVES auf der Bühne. Die Engländer zeigen sich beeindruckt. Der Schweizer Konzert- und Box-Promoter Hansruedi Jaggi, der mit den STONES in den Club gekommen ist, nimmt die Band kurzerhand unter Vertrag. Ein Glück, denn Jaggi verfügt über hervorragende Kontakte und kann innerhalb kürzester Zeit professionelle Live-Tourneen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz organisieren, bei denen er sie als »Beatband from Hell« ankündigt. »*Ich bin einmal in der Schweiz mit den SLAVES auf Tour gewesen, da stand auf einem Plakat: ‚Keiner weiß, woher sie kommen. Sie kommen aus der Hölle.' Hannes Fisher hat damals Sprechverbot bekommen, da man ihn als Engländer verkaufen wollte. Es wurde immer alles mysteriös gehalten. Bei Interviews hat es immer geheißen ‚Red's nix'*«, erinnert sich Wolfgang Hafenbrödl, Bassist in Ratzers späterer Psych-Beat-Combo CHARLES RYDERS CORPORATION.



Vor allem aus dem Roma-Look des jungen Karl Ratzer kann Manager Jaggi gutes Kapital schlagen. So textet etwa das Schweizer Beat-Fanzine Pop: »*Die SLAVES sind richtige Zigeuner, die jahrelang durch Europa zogen und nur für ihre Musik leben; einige der Gruppe können nicht einmal lesen und schreiben.*« Bubblegum-Junk in Perfektion! Die SLAVES werden innerhalb kürzester Zeit in der Schweiz zu richtigen Popstars gemacht, die nun zusammen mit internationalen Größen wie den KINKS oder den LORDS auf der Bühne stehen. In beiden Fällen erinnern sich Zeitzeugen daran, dass es die Headliner nicht leicht hatten, nach den SLAVES aufzutreten. »*They played the KINKS into the ground*«, schreibt etwa der Wiener Plattensammler-Guru Hans Pokora in einem Fanzine in den 80ern.

Wolfgang Hafenbrödel erinnert sich an eine weitere Episode: »*Da haben die SLAVES in irgendeinem piekfeinen Hotel eine Pressekonferenz gehabt. Wir sind dorthin mit dem Auto gefahren. Da hat der Hannes auf einmal gesagt: ‚Stop!' und ist ausgestiegen. Wir dachten alle, er muß auf's Klo. Da war eine Baustelle. In die hat er sich reingeworfen und am Boden gewälzt, damit alles dreckig ist und dann hat er gesagt ‚Jetzt geht's weiter'. Also das war alles auf Provokation. Ein totales Punk-Konzept.*« Anfang 1966 nehmen die SLAVES 6 Songs auf, die auf drei separaten Singles bei Philips in der Schweiz erscheinen. Die Musik, die sie uns dabei hinterlassen haben, ist rohester Garage Punk, der auch noch von kommenden Generationen wiederentdeckt werden wird. Zu den gesuchtesten Beat-Singles weltweit zählen die Platten jeweils jetzt schon. Es kommt schließlich, wie es kommen muss: Kurze Zeit nach den Aufnahmen löst sich die vielleicht vielversprechendste österreichische Band der Sixties, deren Karriere nicht einmal zwei Jahre gedauert hat schließlich auf. Das Vermächtnis der SLAVES ist Legende.

Foto: Wolfgang H. Wögerer

Karl Ratzer

Karl Ratzer taucht wenig später wieder in verschiedenen wegweisenden Formationen auf: THE CHARLES RYDERS CORPORATION, C-DEPARTMENT oder GIPSY LOVE (gemeinsam mit seinem Cousin Harri Stojka), bevor er sich für einige Zeit nach Amerika absetzt, wo er unter anderen mit Chaka Khan spielt und mit Chet Baker Aufnahmen macht.

Al Bird Sputnik ist Filmemacher, Musiker und Journalist aus Wien. Dieser Text enstand im Rahmen der TRASH ROCK ARCHIVES.

Weiterführende Infos: http://trashrockproductions.com/archives.html

Funkfeuer Linz goes Binga

Vom 3. bis zum 22. April brach ein Team von vier Funkfeuer[1] Aktivist_innen zur insgesamt vierten Reise in den Distrikt Binga, Zimbabwe auf. Bevor *Peter Wagenhuber* jedoch genauer auf das Projekt und die vergangene Reise eingeht, erklärt der servus.at-Mitarbeiter noch kurz für all jene, die die Projekte nicht kennen, was Funkfeuer ist und stellt das »Tonga.Online«-Projekt vor.

Das »Funkfeuer Linz«-Projekt errichtet ein freies, unkommerzielles und vor allem ein selbstorganisiertes und partizipatives Netzwerk. Mittels günstig erhältlicher Wireless LAN Hardware und Freier Software, die die Hardware erst zu den Funkfeuer-Knoten macht, entsteht ein autonomes Netzwerk über den Dächern von Linz.

Im Herbst 2009 trat nun die ARGE Zimbabwe[2] mit der Bitte um technische Hilfe für das Tonga.Online[3] Projekt an die Funkfeuer Initiative Linz heran. Dieses Projekt, dessen Ziel es ist, den Tonga, einem Volk an den Ufern des Zambezi, eine Stimme im Internet zu geben und dafür auch vor Ort die notwendige Infrastruktur zu schaffen, betreibt neben der Website mulonga.net auch 12 IT-Zentren, hauptsächlich in Schulen im Distrikt Binga in Zimbabwe.

Um das Tonga.Online-Projekt weiter voranzutreiben, sollte nun im Distrikt Binga ein »Funkfeuer Netzwerk« aufgebaut werden um den Zugang zum Internet und damit zu Information und direkter



Selbstrepräsentation zu ermöglichen. Allerdings stellten und stellen nach wie vor die Zimbabwischen Gesetze eine unüberwindbare Hürde dar. Wireless LAN ist in Zimbabwe nur bis 100 m Reichweite und indoor erlaubt. Eine bereits 2009 beantragte Genehmigung durch die Telekommunikationsbehörde POTRAZ steht weiter aus.

Somit wurde die Herstellung der WLAN Verbindungen im Rahmen dieses Projekts auf unbestimmte Zeit verschoben und der Schwerpunkt der Zusammenarbeit zwischen der ARGE Zimbabwe, Funkfeuer Linz und der lokalen Partner_innenorganistation Basilwizi Trust[4] zugunsten von ebenfalls dringend benötigten Computerschulungen verschoben. Das primäre Ziel ist ja nicht einfach irgendeine Infrastruktur aufzubauen, sondern die Menschen vor Ort in die Lage zu versetzen, selber diese Infrastruktur zu betreiben und auszubauen und für den Aufbau von Computernetzen das notwendige Know-how zu vermitteln.

Media Clubs

Die am besten als Wissensmultiplikator_innen geeignete Zielgruppe schienen die IT-Lehrer_innen der Schulen zu sein, in denen schon IT-Zentren eingerichtet sind. Leider erwies sich dies als falsche Annahme. Da Lehrer_innen in den ländlichen Gebieten von Zimbabwe oft keine voll ausgebildeten Lehrer_innen sind, sondern lediglich sogenannte Hilfslehrer_innen (Menschen mit Highschool-Abschluss) und dieser Job einerseits nicht besonders gut bezahlt, andererseits einer der wenigen ist, die es überhaupt gibt (im Zimbabwe liegt die Arbeitslosigkeit bei 92% – laut Aussage des Geschäftsführers unserer Partner_innenorganisation Basilwizi Trust), gibt es eine ziemlich große Fluktuation im Lehrpersonal. Damit verschwindet aber auch leider in vielen Fällen wieder das von uns vermittelte Wissen.

Nachdem wir weder das Problem der Arbeitslosigkeit noch das der Lehrpersonalfluktuation im Rahmen unsres Projektes lösen können, mussten wir uns nach einer anderen Hauptzielgruppe für unsre Wissensvermittlung umsehen. Bereits bei einer unserer ersten Reisen regten wir die Gründung von Computerclubs oder ähnlichen Strukturen an, die im Umfeld der IT-Zentren tätig werden können. Basilwizi Trust nahm diese Anregung auf, fasste aber das »Clubbetätigunsfeld« weiter und unterstützte die Gründung von »Media Clubs« rund um die IT-Zentren in den Schulen im Distrikt Binga und der »Binga Library«.

Die Mitglieder dieser »Media Clubs« waren nun auch die primären Adressaten der Workshops der vergangenen Reise. Die »Media Club«-Mitglieder sollen durch den Erwerb von Medien und Vermittlungskompetenzen in die Lage versetzt werden, die Kultur der Tonga und die Anliegen der Communities im ländlichen Raum in Form von Publikationen, in Print und im Netz, bzw. auch durch Gestaltung und Verbreitung von Audio- und Videoinhalten zu transportieren.

Workshops in Binga

Diese bereits vierte Reise eines Funkfeuer-Teams war für mich die erste und somit auch mit vielen neuen und bisher unbekannten Erfahrungen gespickt. Vieles davon gibt es in Form eines Weblogs auf *http://mulonga.linz.funkfeuer.at* nachzulesen. An dieser Stelle möchte ich aber eine Nachbetrachtung dieser Reise aus einer gewissen zeitlichen Distanz versuchen.

Unser erster Arbeitsauftrag in Binga war es, den Public Access Point, einen Computerraum in der öffentlichen Bibliothek von Binga, der von allen Interessierten (nicht nur Schüler_innen wie in vielen anderen IT-Zentren, die in Schulen verortet sind) während der Öffnungszeiten genutzt werden kann, wieder in voll funktionstüchtigen Zustand zu versetzen. Eigentlich keine allzu große Herausforderung für vier Computerexpert_innen, sollte mensch meinen. Es gibt jedoch ein paar Faktoren, die dies erschweren. Zum einen gibt es natürlich keinen Hardwarehändler ums Eck und Ersatzteile sind daher sehr schwer zu bekommen, aber das war auch keine große Überraschung. Zum anderen wird die Hardware in diesen Breiten durch Staub, Hitze und regelmäßige Stromausfälle wesentlich mehr belastet als das in Österreich der Fall wäre. Und außerdem wird leider nur Hardware gespendet, die in Österreich entsorgt worden wäre.

Diese Spenden sind zwar sicherlich gut gemeint, erweisen sich aber immer mehr als Danaergeschenk, da viele der Computer nicht aus Standardkomponenten (z.B. Netzteile, Motherboards) aufgebaut sind und die Rechner schon einige Jahre auf dem Buckel haben, bevor sie in Binga zum Einsatz kommen können. Das führt dazu, dass sie dort maximal noch zwei Jahre einsatzfähig sind und dann Elektroschrott werden. Das ist insbesondere problematisch, als es keine Entsorgungsinfrastruktur gibt und auch das Zeug einfach zu verbrennen oder zu vergraben keine optimalen Lösungen sind, mit dem Elektroschrott zu verfahren. Somit wird uns die Herausforderung, den Elektroschrott halbwegs passend zu entsorgen (so ganz 100%ig sauber ist ja ohnehin sehr schwierig[5]) als zusätzliches Problem zu den Bestehenden begleiten.

Da es immer wieder (aufgrund bereits beschriebener Umstände) zu hardwarebedingten Ausfällen der Computer kommt, war der Hardware-Workshop sehr gut besucht und die Workshopteilnehmer_innen waren sehr engagiert bei der Sache. Im Allgemeinen ist der Wissensdurst in dieser sehr abgelegenen Gegend von Zimbabwe groß, was vielleicht auch daran liegt, dass es eines weiten Weges in die nächstgrößere Stadt und damit auch einiges an finanziellen Ressourcen bedarf, um eine tiefer gehende oder gar akademische Ausbildung zu bekommen.

Ein zweitägiger Workshop war auf die Bedürfnisse der Media Clubs zugeschnitten. Es ging dabei um Desktop-Publishing mit freier Software, im Konkreten Scribus[6]. Dabei wurde vermittelt wie »professionell« aussehende Zeitungen, bzw. Newsletter layoutiert werden können. Wobei wir bei dem Workshop selbst und in der Ankündigung das Wort Newspaper vermeiden und stattdessen immer Newsletter verwenden sollten. Newsletter sind ja eher an eine abgrenzbare Community gerichtet, wohingegen Newspaper an die Allgemeinheit adressiert sind und nicht so ohne weiteres erlaubt werden. Presse und Meinungsfreiheit gibt es nur für politisch auch genehme Presse und Meinungen. Es gibt auch schon seit längerem Bemühungen freie Radios (Community Radios) zu etablieren, die bisher allesamt scheiterten. Die politische Lage in Zimbabwe ist nach wie vor angespannt, aber im Moment ruhig.

Was mich persönlich am allermeisten befremdete und als antireligiösen Menschen auch wirklich störte, war der extrem starke Einfluss evangelikaler Sekten und die starke Verankerung von Religion im alltäglichen Leben. So wurde zu Beginn von Sitzungen mit unserer Partner_innenorganisation oder zu Beginn und zum Abschluss von den Workshops gebetet! Viele befinden sich in den Fängen beinahe krimineller Heilsversprecher. Die ohnehin durchwegs arme Bevölkerung wird um Geld erleichtert, um den Pfaffen weitere »Ausbildungen« zu ermöglichen oder einfach das Leben zu verschönern. Und ganz nebenbei sorgen die diversen Kirchen auch dafür, dass einiges an ursprünglicher Kultur verloren geht, was sicher auch nicht ganz unbeabsichtigt war im Zuge der Christianisierung des afrikanischen Kontinents. Außerdem ist Religion im Allgemeinen und sind Kirchen im Speziellen eine besonders gemeine Form der Unterdrückung und verhindern aktiv eine Befreiung des Menschen.



Während dieses Aufenthalts konzentrierten wir uns auf die Vermittlung allgemeiner IT-Kenntnisse und Kompetenzen im Bereich von Offline Publishing. Als nächste Schritte sind nun Ausbildungen im Bereich des Online Publishings sowie Workshops zum Aufbau und Betrieb von Computernetzwerken geplant. Außerdem müssen wir, wie schon erwähnt, einen Weg zur Entsorgung ausgedienter Hardware und Mittel zur Beschaffung neuer Computer finden. Es warten also noch einige Herausforderungen auf uns und unsere Partner_innen in Zimbabwe.

Nachdem von offizieller österreichischer Seite die Unterstützung der Entwicklungszusammenarbeit im Allgemeinen und im Speziellen für das südliche Afrika massiv gekürzt wurde, ist der Fortbestand unseres Projekts hauptsächlich von Spenden abhängig. Falls Sie das Projekt unterstützenswert finden, können Sie an folgendes Konto spenden:

TODO – Verein zur Bekämpfung der Digitalen Spaltung
Oberbank
Kontonummer: 611137159
BLZ: 15000

---

[1] http://linz.funkfeuer.at
[2] http://www.servus.at/argezim
[3] http://mulonga.net
[4] http://www.basilwizi.org
[5] http://de.wikipedia.org/wiki/Elektronikschrott
[6] http://www.scribus.net

Moderne Hexenjagden

Im subsaharischen Afrika flammen immer wieder Hexenjagden auf, einzelne Hexereianklagen sind alltäglich. *Felix Riedel* über eine Herausforderung für Wissenschaft und Gesellschaft.

»Hexenjagden – gibt es das immer noch?« Das ist üblicherweise die erste Reaktion auf Berichte über moderne Hexenjagden. Wenn es ins Detail geht, Lynchmorde und Ordale zur Sprache stehen, heißt es stets: »Das ist ja wie bei uns im Mittelalter.«

Diese »Wir«-Konstruktion ist auffällig: »Wir« sind ähnlich, aber zeitlich angenehm weit entfernt. Dabei gibt es in den Industriegesellschaften sehr ähnliche Projektionsmuster und kollektive Gewalt. Die europäischen Demokratien beherbergen den Antisemitismus, der sich nie ganz entmagisiert hat. Juden wird seit der Christianisierung Geldmagie und Ritualmord unterstellt. Geringfügig modernisiert werden diese Phantasien im verbreiteten Vorwurf, Juden würden die Weltwirtschaft oder zumindest die Banken beherrschen und sich rituell am Blut arabischer Kinder delektieren. Diese von zahllosen Medienfälschungen mitgenährten Ressentiments werden zwar als bösartig, aber nie als archaisch oder abergläubisch verhandelt. Morde an Flüchtlingen, Einwanderern und Obdachlosen gelten entweder als »neonazistisch« oder als zeitgemäße Bekämpfung der »illegalen Einwanderung«, in keinem Fall aber als mittelalterlich, obwohl die entsprechende Burgmentalität und das Pogrom durchaus Institutionen des Mittelalters waren.

Der Glaube an Magie ist in Europa ebenfalls ungebrochen oder sogar gesteigert dadurch, dass elektronische Geräte ihre miniaturisierte Technologie immer weiter spezialisieren und verstecken, während viktorianische Apparate mit sichtbaren Zahnrädern und Dampfleitungen auch dem Nichtexperten einigermaßen Auskunft über Effektreihen lieferten. Neben Kernspintomographen und I-Pads florieren »biodynamischer« Ackerbau, Mondphasenhaarschnitte, Homöopathie, Reiki und Akupunktur. Von ihren Anhängern werden diese magischen Praktiken mit den Euphemismen »Informationsphysik« oder »Quantenmedizin« auf den Status einer futuristischen, reiferen Technologie fantasiert, oft unter Beihilfe von gefälschten Studien. Magie wird »bei uns« im Allgemeinen akzeptiert und als Zeichen einer toleranteren Aufklärung sogar positiv konnotiert, an Hexerei zu glauben gilt aber als Zeichen des Rückstands.

Erst, wenn sich magische Vorstellungen und »pathische Projektionen« – also reflexionsloses Projizieren von eigenen, verdrängten Wünschen und Ängsten auf Opfer – zu einem einzigen, zur Hexenjagd verdichten, nimmt das bürgerliche Subjekt das als Anachronismus wahr. Getrennt greifen diese Phänomene das modernistische Selbstbild nicht an. Das hat verschiedene und nicht hinreichend geklärte Ursachen. Neben einem notorisch national beengtem Erfahrungshorizont ist die Verzerrung durch mediale Produktionen und Mythologien Ursache dafür, dass Hexenjagden als Phänomen des Mittelalters und nicht des 16. Jahrhunderts gelten, dass man mit ihnen einen mit Mistgabeln und Fackeln bewaffneten Mob assoziiert und nicht die Prozesse der weltlichen Gerichte, vor denen etwa 50-100.000 Menschen aller Geschlechter und Berufe vor allem in Mittel- und Nordeuropa als Hexen hingerichtet wurden. Die spanische Inquisition, die in den Medien das sado-masochistische Spektakel einer infamen Hexenjagd versinnbildlicht, richtete sich primär gegen Juden, Hexenprozesse führte sie kaum.

Die populären Mythologisierungen werden seit etwa 50 Jahren von engagierten HistorikerInnen nach und nach aufgelöst, bislang aber haften sie noch fest im öffentlichen und medialisierten Bewusstsein. In historische Museen und Denkmäler zu Hexenjagden werden Millionen investiert, während es trotz einer regen journalistischen Aktivität kein öffentliches Bewusstsein von aktuellen Hexenjagden gibt.

Dabei sind die Dimensionen längst übertroffen. Allein in Madagaskar wurden im 19. Jahrhundert mehr als 100.000 Menschen durch Giftordale ermordet. Giftordale waren in ganz Afrika weit verbreitet. Wer vom Gebräu starb, nahm das böse Prinzip, das in ihm wirkte, mit in den Tod. Wer überlebte, war rein. In der Kolonialzeit wurden diese Trankordale verboten. In ihren Transformationsformen sind sie aber weit verbreitet. In Nordghana ist es üblich, als Hexen verdächtigten Menschen einen Trank einzuflößen, von dem viele befürchten, er sei vergiftet. Manche gestehen dann lieber freiwillig, andere unter schwerster Folter. Eine der 150 Hexenjagdflüchtlinge, die ich interviewte, sagte, man habe ihr eine Nadel in den Finger gedrückt, um ein Geständnis zu erzwingen. Eine andere wurde mit geschmolzenem Plastik einer Taschenlampe gefoltert, einer zerschmetterte man mit einem Stein den Fuß, viele weitere wurden mit landesüblichen Peitschen aus Keilriemen oder Knüppeln und Macheten zugerichtet. Einem Mädchen in Nigeria wurde sogar ein Nagel in den Kopf getrieben. Die gestandenen spirituellen Verbrechen beinhalten im afrikanischen Kontext meist Kannibalismus an Astralleibern. Durch die Beschädigung des unsichtbaren Leibes wird der sichtbare krank oder stirbt. Ein Traum liefert in diesem Fall Hinweise auf die vermeintliche Hexe. Von Lynchmord bedroht, exilieren Verdächtigte und schuldig Gesprochene zu Erd-Schreinen, an denen ihre Hexereikraft verpuffen soll. Heute leben etwa 1000 zumeist ältere Frauen in mindestens sieben Ghettos. Über diese sind mittlerweile vier Dokumentarfilme, zwei Bücher, wenige wissenschaftliche Arbeiten und über tausend Zeitungsartikel veröffentlicht worden. An der Situation hat das wenig geändert, die wenigen ghanaischen Hilfsorganisationen sind schlecht ausgestattet: Das komplexe Problem passt nicht in den simplizistischen Entwicklungshilfemarkt.

Das Problem ist kein spezifisch ghanaisches. In Indien, Indonesien, Brasilien, Peru, Saudi-Arabien, im ganzen subsaharischen Afrika flammen immer wieder Hexenjagden auf, einzelne Hexereianklagen sind alltäglich. Die Muster sind dabei ganz unterschiedlich, mal sind Täter oder Opfer Männer, mal Frauen, mal Kinder, die angeführten Gründe reichen von Schlangenbissen, Kindstoden, Unfruchtbarkeit bis hin zu Arbeitslosigkeit, Verkehrsunfälle, Internetbetrug. Seit über 80 Jahren forschen Ethnologen vor Ort zu Hexereivorstellungen. Sie konnten sich nicht einmal auf eine Feldforschungsmethodologie einigen, die Hexenjagden berücksichtigt. Der stille Konsens beinhaltet den Konformismus mit einem Kollektiv, von dem man initiiert werden will – man hält also tendenziell still und propagiert die »objektive« Beschreibung des Vorfalls, wo man nicht selbst von der eigenen Hilflosigkeit traumatisiert wird und dann erst recht darüber schweigt. Es gab auch Versuche, die eingangs beschriebene Wir-Konstruktion dadurch aufzuheben, dass man Hexereivorstellungen als normal, rational, unbedenklich, wenn nicht sogar als subversive Kritik beschrieben hat. Und darin ist zunächst einmal viel Wahrheit enthalten: Die allermeisten Menschen, die an Hexerei glauben, klagen niemanden an, viele entwickeln friedliche, mitunter ruinöse Gegenmaßnahmen. Nicht wenige sind in ihrem Hexenglauben reflektierter als europäische ChristInnen und in der Lage, Projektionen begrifflich auszudifferenzieren. Für manche ist Hexerei ein kleines, alltägliches Übel, das man nicht fürchtet, für andere sind Hexen weniger bedrohlich als andere spirituelle Gefahren.

Dennoch: In gigantischen Regionen führen Hexereivorstellungen zu humanitären Katastrophen in Permanenz. In Nigeria, der DRC, Südafrika, Kenia, Tansania und anderen hat sich eine Traditionalität von Hexenjagden entwickelt. Wie sich der Aufklärungsmangel in diesen afrikanischen Gesellschaften darstellt, wird häufig nur in der Abstraktion verhandelt: Krisen, Globalisierung, Modernisierung, historische »Störungen« angeblicher kultureller Harmonie durch Sklavenhandel und Kolonisierung waren schuld am Desaster, aber Individuen, Subjekten und Akteuren Verantwortung zu übertragen oder ihnen gar moralische oder intellektuelle Rückstände zu bescheinigen, gilt als unaussprechlich in einer dezidiert postkolonialen Wissenschaft. Als Opfer der abstrakten Prozesse zeichnete man daher jene, die an gestiegenen Hexereiängsten litten.

Die ANC-Jugend, die Comrades, hatte vor und während dem Sturz der Apartheid ihren Machtanspruch dadurch unterstrichen, dass sie Hexenjagden organisierte. Sie stülpten Angeklagten einen Autoreifen über, damit sie sich nicht wehren konnten, gossen Benzin über die Opfer und zündeten sie an. Über 5000 Menschen kamen in der Hochphase zu Tode.

Das kann nicht mehr als Resultat einer gesellschaftlichen Krise verhandelt werden – es ist die Krise selbst. Identitäten sind brüchig, es herrschte eine Phase extremer Unterdrückung, der Unsicherheit und des Wandels. Diese Gleichzeitigkeit erklärt aber gar nichts.

In afrikanischen Gesellschaften haben und treffen Menschen, die an Hexerei glauben, eine Wahl. Eine meiner Interviewpartnerinnen beklagte ganz richtig: »I have lost 4 out of 7 children. I never accused anyone or suspected witchcraft. My accuser has lost 1 and she accused me. Why?« Das ist die beste und schwierigste Frage, der sich die anti-individualistische Ethnologie leider zu selten stellt.

Ich möchte mit diesen kurzen Verweisen auf populäre Irrtümer über Hexenjagden dazu ermutigen, die vielfältigen Quellen über Hexenjagden kritisch zu lesen. Die ältere anthropologische Literatur von Frazer, Malinowski, Levy-Bruhl, Mauss ist auch heute gut lesbar, einige moderne Ethnologen wie Adam Ashforth oder Laura Bohannan schrieben sogar exzellente wissenschaftliche Romane.

Es bleibt indes, eine Warnung gegen Voreiligkeit auszusprechen: Keine Literatur ersetzt eine Reise, den längeren Kontakt mit Individuen und die Konfrontation mit vermeintlich oder tatsächlich unbekannten kulturellen Kategorien. Das Thema Hexenjagden selbst ist eines der komplexesten und reichsten der Geisteswissenschaften. Ganze Bibliotheken wurden dazu geschrieben. Man kann hier nichts beenden oder abschließen. Jedes ernsthafte Interesse führt unweigerlich in einen Strudel aus philosophischen Problemen, an denen sich allerdings sehr viel und sehr Bedeutendes über Philosophie und Gesellschaft selbst lernen lässt.

Felix Riedel ist arbeitsloser Ethnologe, hat neun Monate Feldforschung in Ghana durchgeführt und promoviert in Mainz zu modernen Hexenjagden und Hexenbildern im ghanaischen Film.
Kontakt: Felix.Riedel.Uni@googlemail.de

BEZAHLTE ANZEIGE

BEZAHLTE ANZEIGE

Regionalwährungen als demokratischer Handlungsspielraum

Eva Falb über ein neues »Punk-System« in der Stadtwerkstatt.

Eine Regionalwährung stellt eine Alternative zu herkömmlichen Finanzsystemen dar und sollte ursprünglich die regionale Wirtschaft stärken. Ziel ist es einerseits die Kaufkraft in der Region zu behalten, sowie ein Bewusstsein für Mitbestimmung zu wecken, andererseits aber auch diese ganze Geld-Dominaz kräftig zu kritisieren. Ausgehend von Finanzkrisen oder strukturschwachen Regionen, ist das System »Regionalwährung« inzwischen weltweit verbreitet. Es werden viele verschiedene Regiogelder gezählt, die aus unterschiedlichen Motivationen entstanden sind. Die Geldsysteme werden von kleinen regionalen Gruppen bis hin zu einem eigenen Bankensystem organisiert. Auch in der STWST wird es demnächst eine Initiative zu einer alternativen Währungsform geben. In Zukunft kann man wahlweise auch mit dem »Gibling« zahlen!

Eine der ersten Alternativwährungen gab es zur Zeit der Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren. In Wörgl wurde das sogenannte »Freigeld« eingeführt, um die regionale Wirtschaft zu stärken und somit die Auswirkungen der Wirtschaftskrise abzuschwächen. Auf Druck der Österreichischen Nationalbank wurde das »Freigeld« jedoch verboten und dieser Eigenständigkeit ein kräftiger Strich durch die Rechnung gemacht. Die Regiogelder wurden damals vor allem aus finanzwirtschaftlichen Gründen als Komplimentärwährung eingeführt, um somit den weltweiten wirtschaftlichen Einbrüchen entgegen zu wirken. Die Idee dieser Schwundwährung lag vor allem darin, Geld nicht zu sparen, sondern für Konsumzwecke in der Region gleich wieder auszugeben. Somit sollten die Wirtschaft wieder in Schwung gebracht und die Arbeitsplätze in der Region gesichert werden. Der Aspekt der Umlaufsicherung wurde und wird teilweise durch einen Negativzinssatz garantiert. Die meisten HerausgeberInnen von Regiogeld wollen durch kontinuierliche Abwertung ein Horten und Spekulieren am Finanzmarkt verhindern und somit der Konzentration von Geldvermögen einzelner Personen entgegen wirken. In weiterer Folge erhofft man sich den Erhalt von regionaltypischen Besonderheiten, die Stärkung der individuellen Verantwortung für das jeweilige soziale Umfeld sowie die Rücksichtnahme auf die besonderen regionalen Bedürfnisse.

Viele Initiativen, die sich jetzt mit dem System der Alternativwährung auseinandersetzen, tun dies nicht auf Grund einer finanzwirtschaftlichen Notwendigkeit, sondern um den demokratischen Handlungsspielraum auszuweiten und die Eigenständigkeit einer Region zu unterstützen. Vor allem strukturschwache Gebiete erhoffen sich durch die Einführung eines regionalen Währungssystems die Kaufkraft zu stärken und der Abwanderung der Bevölkerung und deren Geld entgegenzuwirken. Durch geschlossene Geldkreisläufe sollen sich außerdem die Unternehmen einer Region selbst stärken. Somit wird nicht durch die Summe der Geldbeträge die Wirtschaft angekurbelt, sondern durch die Weitergabe der Währung an andere regionale Unternehmen. Dieses System funktioniert vorrangig durch Gutscheine, die gegen reguläres Geld eingetauscht werden. Beim Rücktausch in die eigentliche Währung wird eine Wertminderung eingerechnet, durch die wiederum Geld für die Initiative zur Verfügung steht.

Diese Art der Umlaufsicherung gewährleistet einerseits, dass die Gutscheine ausgegeben werden und andererseits ermöglicht die Abwertung die Finanzierung anderer Projekte. Dieser Aspekt zeigt den Wandel von der früheren Motivation einer Alternativwährung zu den heute relevanten Interessen. Es zeigt sich, dass zu der Alternative zum Finanzmarkt und der Stärkung der regionalen Wirtschaft, die Unterstützung von regionalen und gemeinnützigen Projekten als Grund für eine Regionalwährung hinzugekommen ist. Weitere sehr interessante Projekte haben Regionalwährungen grenzüberschreitend als gemeinsame Zahlungsform eingeführt, oder den Wert eines Gutscheins nicht über eine andere Währung sondern Talente bewertet. So wie es mittlerweile virtuelle regionale Währungen gibt, gibt es in der Schweiz auch eine eigene Bank für die WIR-Währung, die aus einer Freigeld-Initiative zur Zeit der Weltwirtschaftskrise entstanden ist.

Viele Projekte zeigen, wie eine Umsetzung der Regionalwährung funktionieren kann und welche Vorteile dadurch entstehen können. Natürlich gibt es auch negative Stimmen, Bedenken und KritikerInnen. Die zwei häufigsten Kritikpunkte beschäftigen sich mit der regionalen Begrenzung der Währung und der Umlaufsicherungsgebühr. Die Begrenzung ist im Falle einer kompletten Einführung einer gültigen Alternativwährung ein großes Problem, da für überregionale Produkte und Firmen Geld gewechselt werden muss und dadurch Transaktionskosten anfallen. Ist das Regionalgeld allerdings als Komplimentärwährung konzipiert, werden diese Nachteile abgeschwächt. Es wird jedoch angenommen, dass das Regionalgeld in diesem Fall nur von denjenigen Haushalten eingesetzt wird, die vermutlich grundsätzlich in der Region einkaufen würden. Die Nachteile einer Umlaufsicherungsgebühr liegen in dem Prinzip der Prämisse Konsum vor Sparen. KritikerInnen sehen darin eine Einschränkung der Handlungsfreiheit und weisen außerdem darauf hin, dass für ein langfristiges Wirtschaftswachstum das Sparen unerlässlich ist - was jedoch eine umstrittene These ist.

Auch in der Stadtwerkstatt wird seit längerem über eine alternative Regionalwährung nachgedacht. Philosophische Diskussionen über die Neu-Erfindung der Welt haben sich inzwischen zu konkreten Plänen gewandelt und die ersten Schritte für die Einführung des »Giblings« wurden gesetzt. Noch ist der beachtliche organisatorische Hintergrund nicht vollständig geklärt. Dabei müssen sowohl praktische Aspekte wie die Form oder die Größe der Geldscheine durchdacht, als auch steuerrechtliche, organisatorische und künstlerische Fragen geklärt werden. Mehrere KünstlerInnen haben die Möglichkeit die »Giblinge« zu gestalten und somit durch die kleinen Kunstwerke auch ein visuelles Statement zu setzen. Als einer der ersten KooperationspartnerInnen, werden die »Giblinge« im Café Strom einlösbar sein. Auch beim Einkauf im STWST Shop kann mit »Giblingen« bezahlt werden. Weitere PartnerInnen werden noch gesucht, um das Projekt auf den Großraum Linz auszudehnen. Vorerst wird das Büro der STWST als Bankfiliale fungieren. Zukünftige Projekte für Außenstellen, die sogenannten »Punk Filialen«, sind in Planung und werden möglicherweise ab nächstem Jahr immer wieder für Aufmerksamkeit sorgen. Die »Giblinge« können dazu anregen, über das Geldsystem als bedeutender Bestandteil der sozialen Umwelt der Menschen nachzudenken, bestehende Strukturen zu hinterfragen und das Prinzip der Subsidiarität in kleinen Bereichen anzuwenden. Neben einer alternativen Möglichkeit dem weltweiten Finanzmarkt zu entkommen, kann auch die Sammlerleidenschaft geweckt, die Kulturförderung unterstützt oder einfach nur etwas Neues ausprobiert werden. Wir sind gespannt, wie sich dieses neuartige Projekt entwickeln wird und hoffen auf einen spannenden Diskurs.

Der Stadtwerkstatt Gibling:

- Der Gibling-Schein hat einen Kaufwert von 2 Euro
- Derzeit ist er im Café Strom und im STWST-Shop gültig
- Bis September 2012 gibt es einen Mengenrabatt beim Eintausch
- Beim Rücktausch wird eine Gebühr von 5% verrechnet
- Ab Mitte Juni gehen wir auf Kurs!

Informationen auf der STWST Homepage und unter *office@punkaustria.at*

Eva Falb ist Mitarbeiterin der Stadtwerkstatt.



Mythos Medienkunst

Gottfried Hattinger hatte Mitte der 80er Jahre durch seine kuratorische Tätigkeit bei der ars electronica einen sehr guten Einblick in die Situation der MedienkünstlerInnen. Wie Franz Xaver in einem Nebensatz während dieses Interviews mit dem künstlerischen Leiter des »Festival der Regionen« erfahren hat, schlummern auch bei ihm wertvolle Videodokumente dieses Zeitsabschnitts. Gerade diese Archive dieses Zeitabschnitts könnten uns wertvollen Aufschluss darüber geben, wie sich unsere Medienkultur entwickelt hat, bzw. wie diese von den KünstlerInnen und anderen kritischen Personen wahrgenommen wurde.

Franz Xaver: ***Ich hab dich und die »ars electronica« Mitte der 80er Jahre kennengelernt. Du hast ja damals die ars electronica mitgeprägt. Die Homecomputer waren gerade mal ein paar Jahre auf dem Markt und für KünstlerInnen gerade noch erschwinglich. Aber es war nicht nur der Computer, der eine Faszination auf mich ausübte. Man spürte auch etwas von einem großen telematischen Netz. Der Telematische Raum – Die LIVE und ONLINE Konzerte und andere Inszenierungen erzeugten eine Aufbruchstimmung. Man glaubte an den Beginn eines neuen Zeitalters, an einen zweiten Futurismus, obwohl weit und breit vom Internet noch nichts zu sehen oder hören war. Ich frage mich nun immer öfter: Warum war das damals so? Und ich finde da keine Antwort.***

Gottfried Hattinger: Die 80er Jahre waren meine kuratorischen Lehrjahre, möchte ich sagen. Zu Beginn bin ich für die Initiatoren des Festivals nur ein engagierter Komplize im Brucknerhaus gewesen, der mit der Zeit Programmteile einbringen durfte. Dass wir damals am Beginn einer tiefgreifend neuen Epoche standen, konnten wir wohl nicht wissen, aber ich bilde mir ein, dass es spürbar war. Die Beiträge aus den visuellen Medien muten aus heutiger Sicht betrachtet berührend simpel an; es hat ja sehr lange gedauert, bis sich das Medium Computer in Kunstkreisen etablieren konnte.

Im Gegensatz zur Musik, wo die ersten Werke mit Elektronik schon viel früher entstanden, z.B. die »Kontakte« von Stockhausen Ende der 50er Jahre. Die Faszination, von der du sprichst, ist eigentlich selbstverständlich und in der gesamten Technikgeschichte der Menschheit nachvollziehbar. Immer zwangsläufig, wenn etwas Neues entsteht.

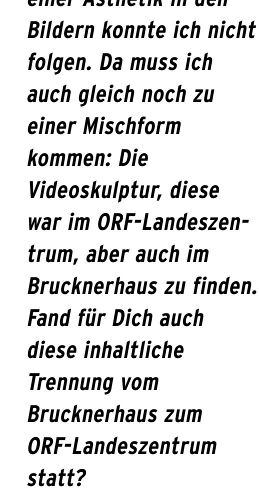
Neben diesen telematischen Innovationen gab es einen sehr interessanten Bereich. Ich nenne ihn mal erweiterte Skulptur. Dabei hieß es vor allem »nix is fix«. Alles in Bewegung und sich ändernd. Der Prozess stand im Mittelpunkt. Dieser Prozess wurde vielfach über Sensorik gesteuert. Aber der Zufall, die KünstlerIn oder die BesucherIn konnten diese Maschinen und Aktionen beeinflussen. Ich glaube, dieser Bereich ist oder war ja dein Fachbereich. Die Zeit wurde in die Skupltur integriert. Mich würde interessieren, wie du zu diesem Bereich der Kunst gekommen bist.



Gottfried Hattinger

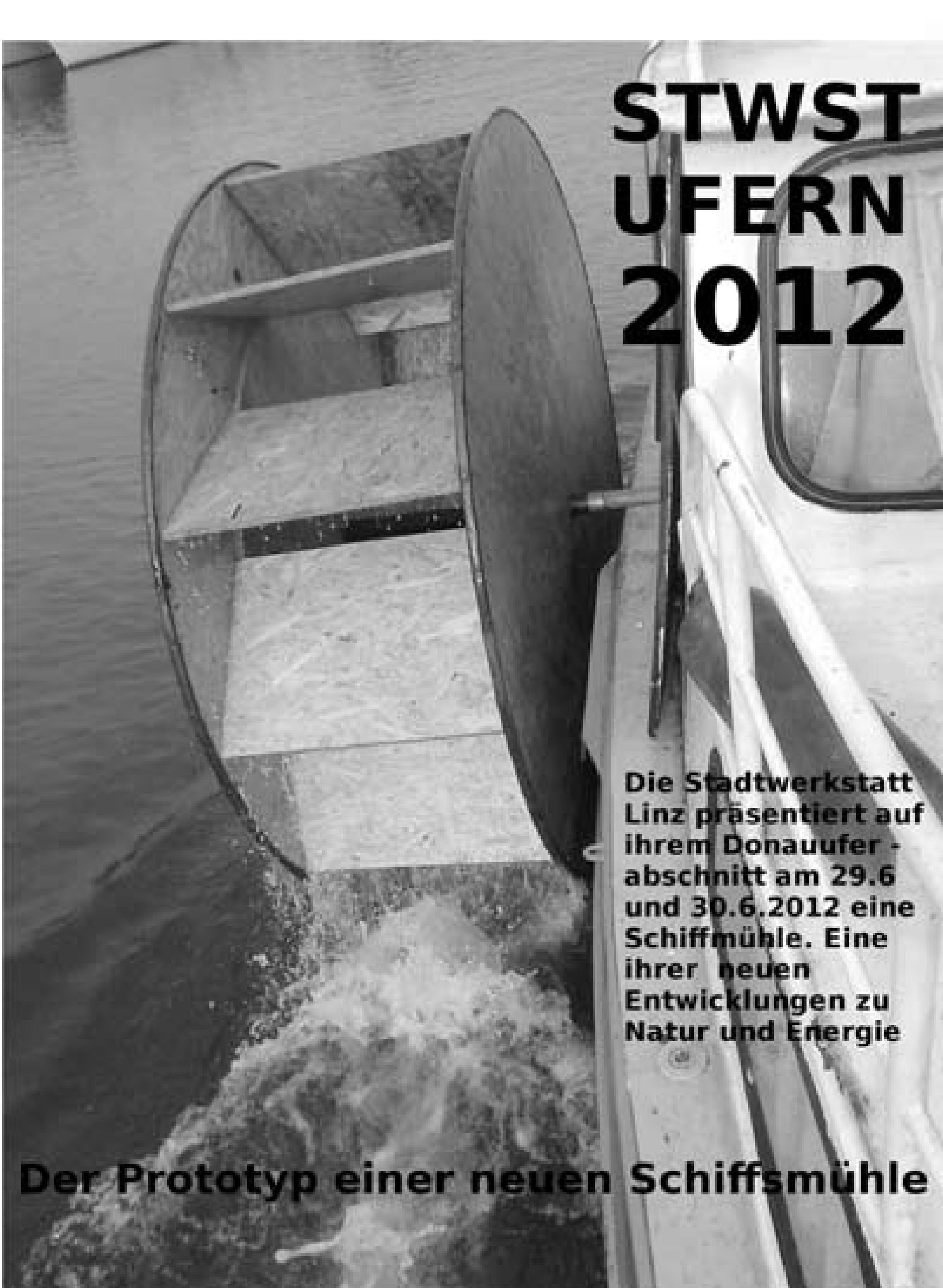
Dieser Aspekt war ja schon damals nichts Neues. Die Fragestellung ist aber insofern interessant, weil die Komponente Zeit in der Skulptur zu einem Zeitpunkt gekommen ist, als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts praktikable Elektromotoren hergestellt wurden. Für mich ist das ein exemplarisches Beispiel dafür, wie schnell sich die Künstlerschaft auch in vergangenen Zeiten neue Technologien angeeignet hat. In diesem Fall war es Naum Gabo mit seiner »Stehenden Welle« aus dem Jahr 1919, oder später Marcel Duchamp mit seinen »Rotoreliefs«. Jedenfalls hatte sich daraus sehr schnell mit der Kinetischen Kunst eine neue Kunstrichtung entwickelt, die bis heute wirkt. Das Spektrum der kinetischen Möglichkeiten wurde mit den elektronischen Medien in den 70er Jahren erweitert. Als ich 1987 die künstlerische Leitung der ars electronica im Brucknerhaus übernahm, hatte ich mit dem Titel »Freie Klänge – offene Räume« diese Bereiche angesteuert, vor allem im Bezirk der Klanginstallationen und -skulpturen, aber auch mit großen Raumkonzerten und Klangaktionen.

Dann gab es da auch noch die Videokunst – »Würg«. Die Videokunst war auch ein großer wichtiger Teil der damaligen Aufbruchstimmung. Dieser Teil spielte sich großteils im ORF-Landeszentrum ab. Ich als Künstler fand da nie so wirklich einen Zugang. Mich interessierten zwar die computergenerierten Bilder, die über die Sensorik beeinflusst waren (nicht als



Techniker), aber einer Argumentation von einer Ästhetik in den Bildern konnte ich nicht folgen. Da muss ich auch gleich noch zu einer Mischform kommen: Die Videoskulptur, diese war im ORF-Landeszentrum, aber auch im Brucknerhaus zu finden. Fand für Dich auch diese inhaltliche Trennung vom Brucknerhaus zum ORF-Landeszentrum statt?

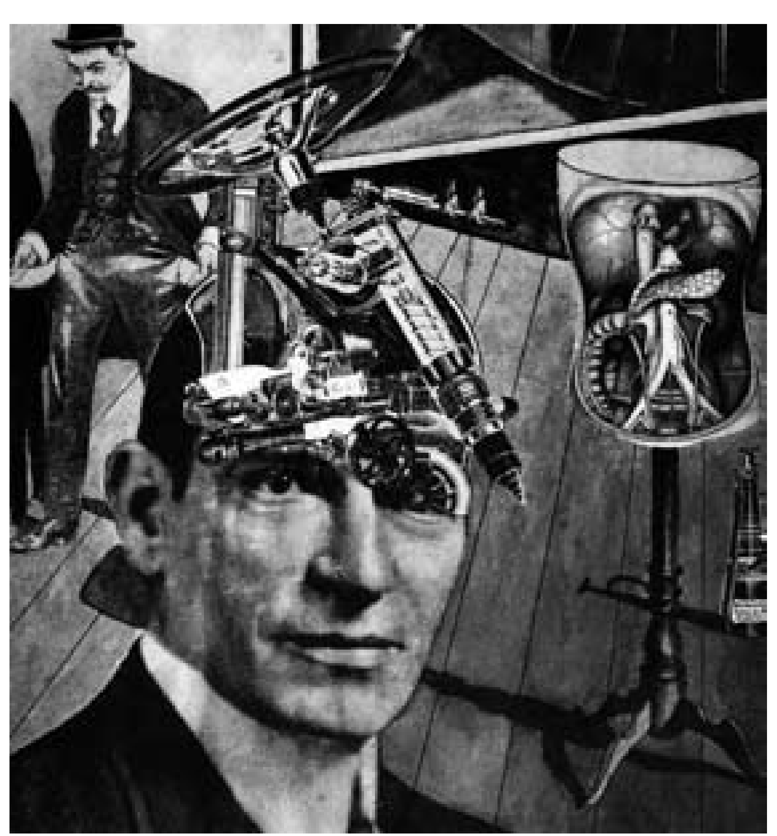
Ähnlich wie im Falle der Kinetik hatte mit Nam June Paik die Videokunst genau zu dem Zeitpunkt in den 50ern begonnen, als Sony die erste tragbare Videokamera auf den Markt brachte. Nach den ersten medienkritischen Videoarbeiten z.B. von Weibel oder Vostell hat sich eine ziemlich hermetische Szene etabliert, die »Videokunst« produzierte. Das ist nicht zu verwechseln mit den späteren computeranimierten Arbeiten, die im »Prix Ars Electronica« des ORF dokumentiert sind. Jedenfalls sind in den 80er Jahren überall in der Welt Videokunstfestivals wie die Schwammerl aus dem Boden gewachsen, die allesamt nicht mehr existieren. Wie es auch keine »Videokünstler« mehr gibt, obwohl es kaum mehr Ausstellungen der Bildenden Kunst gibt, in denen nicht Arbeiten mit Video zu sehen sind.





Das Medium ist eigentlich erst dann interessant geworden, als es als Genrebegriff nicht mehr existierte. Und ich bin überzeugt, dass es dem Begriff der »Medienkunst« ähnlich ergehen wird, wenn er nicht sowieso schon obsolet geworden ist. Die jüngeren und jungen Künstlerinnen und Künstler verwenden die Medien mit einer Selbstverständlichkeit, ohne sich dadurch zu definieren. Die überkommenen Zuordnungen und Genrebegriffe verwenden nur mehr die alten Knacker. Heute haben sich die neuen Medien so sehr im Alltagsleben verankert, dass es schlichtweg vorbei ist mit der anfangs erwähnten Faszination. Obwohl die technische Entwicklung längst nicht zu Ende ist.
Um noch auf die Frage der inhaltlichen Trennung von Brucknerhaus und ORF einzugehen, die eher eine unnötig politische als wirklich inhaltliche war: Die Verbindung zwischen Kulturbetrieb und Medienbetrieb war von Beginn weg eine symbiotische, auf jeden Fall eine neue. Dass sich mit einer derartigen Konstruktion auch Reibeflächen ergeben, ist klar; aber letztlich war es – zumindest in der Pionierphase – eine fruchtbare Konstruktion. Auch die Trennung – die mehr eine Aufgabenteilung war – hat für einige Jahre äußerst spannende Programme hervorgebracht, trotz ihrer Heterogenität, meine ich.

Es war alles sehr klug eingefädelt: Das Fahrwasser von Klangwolke und dem Prix-Ars nutzen, um in Ruhe seine Arbeiten einem wirklichen Fachpublikum zu präsentieren. Ist diese Situation zufällig entstanden, oder war da ein Mastermind dahinter? (Ich persönlich glaube ja da schon fast an eine Verschwörungstheorie)



Raoul Hausmann »Tatlin at home«, 1920

Also, ich würde strategische Zielsetzungen nicht gleich mit Verschwörungstheorien belasten. Der »Prix« ist bis heute ein wichtiges Forum für einen bestimmten Kreis von Kreateuren, um sich einem großen Fachkreis zu präsentieren. Eine Funktion, wie sie ähnlich eine documenta für die Bildende Kunst hat, jetzt mal nur strukturell gesehen. Persönlich hatte ich ja schon 1991 den Entschluss gefasst, meine Arbeit für die ars zu beenden. Ich bin zu sehr an künstlerischen Inhalten interessiert, weshalb ich den Fokus auf die Avanciertheit des Mediums bald nur noch als Einschränkung empfunden habe. Ohne diese Einschränkung konnten sich meine Ambitionen viel freier entwickeln; ich bin heute sehr dankbar dafür, dass ich instinktiv zur richtigen Zeit eine richtige Entscheidung getroffen hatte. Bald danach ist ja das Ars Electronica Center gebaut worden, das Brucknerhaus war als Partner für einige Zeit ausgeschlossen. Und das Festival selbst hat sich folgerichtig von der Kunst entfernt und ist ein Forum geworden für avancierte Technologie, für wissenschaftliche Forschungspräsentationen und für gesellschaftsrelevante Belange im Zusammenhang mit technischen Entwicklungen. So ist es, so kann ich es auch gelassen respektieren.

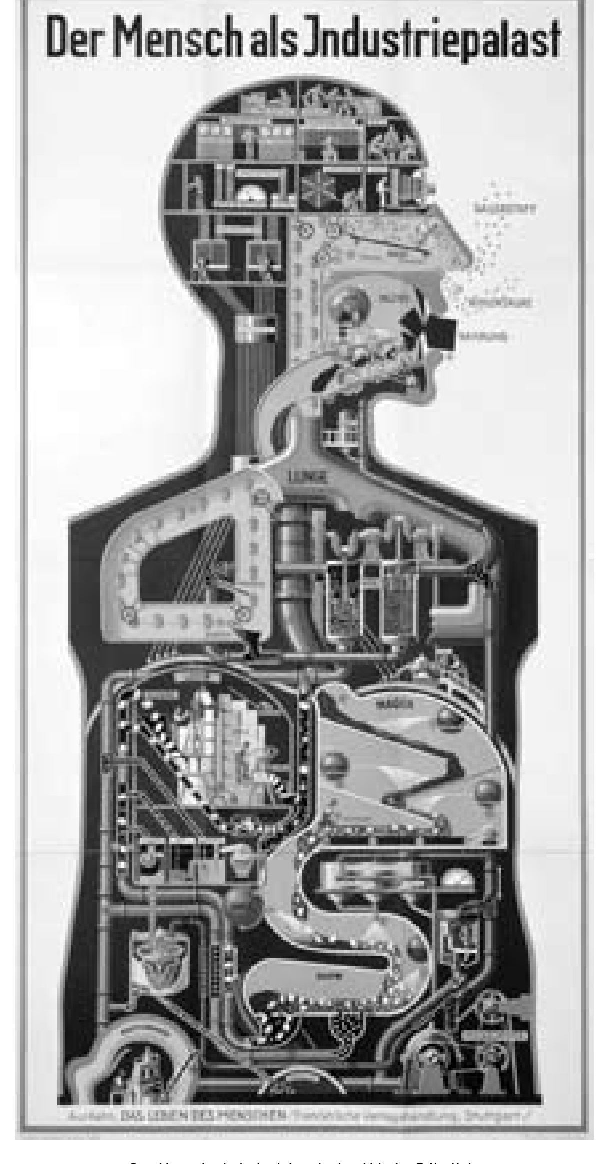
Zu deinen Antworten drängt sich nun eine Frage auf, die mich schon länger beschäftigt. Und wegen der ich auch diese Interviewreihe »Mythos Medienkunst« eigentlich mache. Es geht um die Informationstechnologie. Es schärft sich immer mehr die Kontur eines Paradigmenwechsels mit dem Aufkommen des Internets Anfang bis Mitte der 90er Jahre. Unsere Kultur änderte sich damit, alle Bereiche unseres Alltags. Es war ein Touch-down des Umgangs mit neuen Medien, mit sofortigem Druchstarten von allen Motoren, die zur Verfügung standen. Jedes Genre konnte ohne Vorkenntnis in das Flugzeug der neuen Medien zusteigen. Plötzlich funktionierten all die Installationen und Online-Skulpturen, die in den 80er Jahren meist nur gefaked waren. Aber der Preis war hoch. Über die Layertechnologie des Internets konnte die KünstlerIn meist nur mehr am obersten User-layer arbeiten. Dadurch gerieten aber alle Interventionen in Abhängigkeit der unteren Layer. Für mich als Künstler eine untragbare Situation, in Abhängigkeit arbeiten zu müssen. Weiters wurden mit dem TCP-IP Protokoll des Internets alle großen Ecksteine der 80er Jahre Medienkunst wie Interaktivität, Interdisziplinarität und dezentrale Konstrukte eingelöst. Dazu kam noch das freie Betriebssystem Linux, das einen folgerichtigen Copyright-Diskurs auslöste, und das die Möglichkeit bot, sich mit der Informationstechnologie genauer zu beschäftigen. Durch diesen Touch-down stieg – neben allen anderen Bereichen – auch noch die New Economy in das Flugzeug der Kunst-Technologie-Medien. Netzkunst löste Medienkunst ab. Medienkunst wurde ab diesem Zeitpunkt immer mehr mit alter Analogtechnologie verwechselt. Also jede Menge Argumente, einen Paradigmenwechsel zu belegen. Aber was blieb über: Eine Informationstechnologie und eine Krise. Hier sehe ich nicht nur eine Wirtschaftskrise, sondern auch eine Schwierigkeit bei Individuen, sich über die Medien (nur im obersten Nutzerlayer) eine Meinung zu bilden. Also konkret: ein Schwinden des Intellekts.
Nun zurück zu einer Verschwörungstheorie: Herr Hattinger, wie kann es sein, dass die Eckpfeiler des Internets in den 80er Jahren den KünstlerInnen damals schon bekannt waren? Oder war es umgekehrt? Mit Blick auf die Situation, dass diese Informationstechnologie vom Militär entwickelt wurde, beziehungsweise diese auch als weltweites Informationsprotokoll geplant und umgesetzt wurde: Könnte der Gedanke aufkommen, dass es eine breit angelegte Strategie war, und die Kunst dazu benutzt wurde, das Internet in unser sozioökonomisches Zentrum einzupflanzen? Neben dieser Verschwörungstheorie sehe ich die Möglichkeit, dass die Information eine physikalische, noch nicht erfasste Größe im Universum ist. Und die Information ein Wesen ist, dass sich immer weiter entwickeln muss. Kunst kann dieses Wesen intuitiv spiegeln.

Also die Frage ist ja schon fast die Antwort. Mit der Geschichte des Internets habe ich mich nur peripher befasst. Tatsächlich war ja das US-Militär Ende der 60er Jahre Initiator eines Kommunikationsnetzwerkes, das damals noch Arpanet hieß. Als Internet ist es seit den frühen 80ern bekannt, allerdings einem eher kleinen Kreis von Eingeweihten. Kann schon sein, dass Künstlerinnen und Künstler damals schon von dem Projekt wussten; ich jedenfalls nicht. Selbst 1989, als wir das Thema bei der ars mit »Im Netz der Systeme« abhandelten, war davon nichts zu bemerken. Allenfalls vielleicht als Gerücht oder Utopie. Die Verschwörungstheorie, dass mit dem Netzwerk eine störungsfreie Kommunikation im Falle eines Atomkriegs bezweckt war, ist wohl nie bewiesen worden. Zuzutrauen ist es den Militärs ja. Aber dass ausgerechnet so ein kleines Segment »Kunst« als trojanisches Pferd benutzt sein sollte, halte ich für absurd. Letztlich halte ich Information nicht unbedingt für ein »Wesen«, wie Du sagst. Information ist zwar schon im kleinsten Samenkorn als Code enthalten, aber in unserem Sinne ist sie immer noch eine zwischenmenschliche Angelegenheit, oder ein Wissensspeicher, der eben im Netz gigantische Ausmaße angenommen hat. Klar, manipulative Möglichkeiten gibt es zuhauf, aber das liegt nicht an der Technologie, sondern an deren Anwendung. Es ist wie mit der Intelligenz, wie der Philosoph und Medienkritiker Günther Anders formulierte: dass sie ein leichtes Mädchen sei, das mit jedem auf den Strich geht: sie kann Gutes und Böses gleichermaßen hervorbringen.

In der Gegenwart steht die Medienkunst in keinem richtigen Kontext mehr. Es gibt zwar viele Professuren, aber man sieht keinen Faden, der sich durchzieht. Weiters bemerkt man immer mehr eine kritische Position gegenüber der Informationstechnologie. Abseits der Kunst entwickelt sich nun als Modeströmung: Der Steampunk. Eine Richtung die versucht, die Ästhetik der alten Dampfmaschinen mit dem Computerzeitalter zu verbinden. Wo ordnest du diese Richtung ein?

»Über die Sinne«, Buch von Gottfried Hattinger

Die kritischen Positionen gegenüber den Informationsmechanismen sind auf jeden Fall wichtig; da sehe ich auch ein künstlerisches Operationsfeld. Eine Orientierung in der Infoflut ist ja kaum mehr möglich. Es scheint, dass wir hoffnungslos ausgeliefert sind einem »millionenstimmigen Geräusch«, das Günther Anders schon in den 50er Jahren prognostizierte. Jede Überforderung führt irgendwann zur Resistenz, zur Verweigerung. Andererseits gibt es den Zwang zum Mitspielen, weil wir in den diversen Kanälen präsent sein müssen, wenn wir bemerkt werden wollen. Früher jedenfalls ist die elektronische Musik mit elektroakustischer Musik identifiziert worden, für die superteure Studios wie das IRCAM oder EMS und viele andere eingerichtet wurden. Letztlich ist diese Musik nur von einem ganz kleinen, fast schon esoterischen Kreis von Liebhabern rezipiert worden. Das Sinuskurvengejaule habe ich noch ein bisschen im Ohr. Wenn heute von elektronischer Musik die Rede ist, dann hat sich das Bild radikal geändert, sowohl was die Künstlerschaft als auch die Rezipienten betrifft. Einerseits ist sie fixer Bestandteil der Unterhaltungsbranche und Party-Szene geworden, aber es arbeiten auch viele exzellente Musikerinnen und Musiker mit elektronischen Instrumentarien; und finden ein großes Publikum bei kultigen Festivals.



»Der Mensch als Industriepalast«, Abb. in: Fritz Kahn, »Das Leben des Menschen«, 1927

Die Stadtwerkstatt beschäftigt sich im Moment viel mit Natur und Informationstechnologie. Im Vergleich zur Natur wird der Stellenwert vom Traum, des Chaos, der Kunst oder der Intuition betrachtet. Dazu ist es notwendig, eine Grenze von Natur zur Kunst(Künstlichem) zu ziehen. Wo siehst du die diese Grenze?

Jede Technik ist nicht nur ein Eingriff, sondern eine Erweiterung der Natur. Wir haben uns damit jede Menge Prothesen geschaffen, um unsere natürlichen Mängel zu kompensieren. Das hat schon Freud erkannt. Die Beschäftigung mit Natur und Kunst ist im Moment auffällig ein beliebtes Thema im Bereich der Performance, aber auch schon längere Zeit im Bereich der Computerkunst, seit es Nanotechnologie und Gentechnik gibt. Die Grenze ist ganz einfach abzustecken: »Kultur ist alles nichtbiologische in der Natur«.

Von Gottfried Hattinger erscheint 2012 eine Kunst- und Kulturgeschichte der Apparate »Das Maschinenbuch« im Verlag Christian Brandstätter. In der Bibliothek der Provinz ist sein Buch »Über die Sinne. Geschichten aus der Wahrnehmungswelt - Eine virtuelle Ausstellung« erschienen.

http://www.hattinger.org

Die neuen Freunde der ungarischen Rechten

Jobbik und *Fidesz* fördern nicht nur Rassismus und Antisemitismus, sondern setzen auch auf ein Bündnis mit dem iranischen Regime – ganz so wie ihre Gesinnungsgenossen in anderen Ländern. Von *Stephan Grigat*.

Man könnte glauben, das iranische Regime wäre ein ungewöhnlicher Partner für fremdenfeindliche Parteien. Doch die Solidarität mit den Machthabern in Teheran ist bei Rechtsradikalen in Europa weit verbreitet, nicht nur in Ungarn. Die proisraelische Positionierung von Geert Wilders in den Niederlanden oder auch die Versuche der deutschen *Pro*-Bewegung, sich aus dem Schatten des traditionellen Antisemitismus zu lösen und in erster Linie auf das Ressentiment gegen Moslems zu setzen, verdecken bisweilen, das die alteingesessenen Rechtsradikalen weiterhin israelfeindlich und in einer spezifischen Weise proislamisch sind.

Die FPÖ lobt in einem Grundsatzpapier die »geopolitische Bedeutung des Islam« und erklärt: »Als identitätsbewußte Bewegung unterstützt die FPÖ die Bestrebungen der islamischen Welt, sich von Fremdbestimmung zu emanzipieren.« Bruno Gollnisch, der im Parteivorstand des französischen *Front National* und im Europaparlament sitzt, hat nichts gegen den Islam einzuwenden, »solange er sich nicht bei uns ausbreitet.« Und für die NPD erklärt ihr Vordenker Jürgen W. Gansel, die »innenpolitische Gegnerschaft zum Islam« schließe nicht »die außenpolitische Würdigung der islamischen Welt als letztes Bollwerk gegen die Durchkapitalisierung und Durchamerikanisierung der Welt aus.« Dort, »wo der Islam zuhause ist«, habe er »sein volles Existenzrecht«. In Europa aber sei der Islam »eine fremdkörperhafte Aggressionsreligion.« Vor diesem Hintergrund ist die Positionierung gegenüber dem iranischen Regime zu verstehen, die ganz in der Tradition der proislamischen Bündnispolitik des Nationalsozialismus steht. NPD-Funktionäre hoffen auf Mahmud Ahmadinejad »als potentiellen Bündnispartner für ein neues Deutschland.« Bei Heinz-Christian Strache vertragen sich Parolen wie »Daham statt Islam« auf das Beste mit anerkennenden Worten für den iranischen Präsidenten. In ihrem ethnopluralistischen Weltbild ist es für Rechtsradikale kein Problem, gegen Moslems in Europa zu hetzen und sich gleichzeitig mit dem antisemitischen Holocaustleugner-Regime in Teheran zu solidarisieren, das Israel ein ums andere mal mit der Vernichtung droht und unbeirrt weiter an seinem Nuklearwaffen- und Raketenprogramm arbeitet.

Bei Ungarns Rechten spielt die Agitation gegen Moslems allerdings so gut wie keine Rolle. In dem Land leben ausgesprochen wenig Zuwanderer, und fast gar keine aus islamisch geprägten Gesellschaften. Nichtsdestotrotz belegen die Ungarn bei vergleichenden Länderstudien zur Verbreitung von Fremdenfeindlichkeit regelmäßig Spitzenwerte. *Fidesz*, die Schwesterpartei von CDU und ÖVP, betreibt mit ihrer Zwei-Drittel-Mehrheit im vorauseilenden Gehorsam gegenüber der noch in Opposition befindlichen, offen antisemitischen und rassistischen *Jobbik* in einem atemberaubenden Tempo eine Umgestaltung der Gesellschaft, die wohl selbst eine Partei wie die FPÖ vor Neid erblassen lassen dürfte. Deren Vorsitzender hat 2010 eine Delegation von *Jobbik* empfangen. Die ungarischen Faschisten, denen auf Grund des Fokus auf die Regierungspartei *Fidesz* häufig nicht jene Aufmerksamkeit zuteil wird, die sie verdienen, sind als drittstärkste Kraft mit 47 Abgeordneten im Parlament in Budapest vertreten. In Umfragen liegen sie mittlerweile bei fast 20 Prozent der Wählerstimmen. Neben der Hetze gegen Homosexuelle, Juden und Roma, die regelmäßig zu gewalttätigen, mitunter tödlichen Angriffen führen, fordert die Partei, Ungarn dürfe kein »zweites Palästina werden«, wie es ihre Spitzenkandidatin Krisztina Morvai für die Europaparlamentswahlen 2009 formulierte, bei denen *Jobbik* knapp 15 Prozent erhielt. Parteichef Gábor Vona, der vor den Parlamentswahlen 2010 Mahmud Ahmadinejad aufgefordert hatte, iranische Revolutionswächter als Wahlbeobachter nach Ungarn zu schicken, verglich den Erfolg seiner Partei mit dem »Triumph palästinensischer Partisanen gegen israelische Helikopter«. Morvai attackierte Israelis als »verlauste, dreckige Mörder«, denen sie die Hamas an den Hals wünscht und empfahl bereits 2008 den »liberal-bolschewistischen Zionisten« in Ungarn, sich zu überlegen, »wohin sie fliehen und wo sie sich verstecken« werden.

Insofern ist es nicht überraschend, dass die Partei sich ganz so wie ihre Gesinnungsgenossen in anderen Ländern regelmäßig mit dem iranischen Regime solidarisiert und auch in diesem Punkt die Politik der Regierungspartei *Fidesz* unterstützt, die auf einen Ausbau der ökonomischen Beziehungen mit Teheran setzt. Die Orbán-Regierung hat zwar die Beschlüsse der EU zur Teilsanktionierung der iranischen Zentralbank und zu neuen Sanktionen gegen Ölimporte aus dem Iran, die Ungarn kaum betreffen, mitgetragen, gleichzeitig finden aber immer wieder Treffen von iranischen Gesandten mit *Fidesz*-Regionalpolitikern statt. Iranische Nachrichtenagenturen bezeichnen Ungarn als Tor »in Richtung Mittel- und Osteuropa«. Das iranische Regime will zum einen der eigenen Bevölkerung signalisieren, dass das Land trotz des steigenden internationalen Drucks weiterhin gute Beziehungen zu europäischen Ländern unterhalte. Zum anderen suchen die Iraner verzweifelt nach Alternativen zu ihrem traditionellen Business in Europa, das durch die bisherigen Sanktionsbeschlüsse zwar keineswegs brachliegt, aber doch mit erheblichen Schwierigkeiten konfrontiert ist.

Jobbik feiert den »Tag der arabisch-ungarischen Freundschaft«

Im Oktober 2010 gründete das ungarische Parlament eine Abgeordnetengruppe zur »Ungarisch-iranischen Freundschaft« und das *Majles*, das Pseudoparlament in Teheran, initiierte das iranische Pendant, womit an ähnliche Initiativen aus der ersten Amtszeit von Ministerpräsident Viktor Orbán angeknüpft wurde. Einen Monat später besuchte der stellvertretende iranische Außenminister Ali Ahani Budapest. Als Vizepräsident der *Hungarian-Iranian Chamber of Commerce* fungiert gegenwärtig Márton Gyöngyösi, stellvertretender Fraktionsvorsitzender von *Jobbik* und Vizevorsitzender des Außenausschusses des ungarischen Parlaments, und Tiszavasvári, jener Ort im Osten Ungarns, der von *Jobbik* als eine Art »Hauptstadt der Bewegung« betrachtet wird, hat unlängst eine Städtepartnerschaft mit dem iranischen Ardabil geschlossen.

Jobbik macht zwar auch Anstalten, sich der arabischen Welt an den Hals zu schmeißen und hat beispielsweise 2010 zum Jahrestag der Anschläge von 9/11 einen »Tag der ungarisch-arabischen Freundschaft« veranstaltet. Doch mit keinem Regime des Nahen Ostens sind die Gemeinsamkeiten so groß wie mit dem iranischen, das auf Grund seiner Holocaust-Leugnung, seinen wiederholten Vernichtungsdrohungen gegen Israel und seiner antiwestlichen Ideologie schon einer ganzen Generation von europäischen Rechtsradikalen und Neonazis als leuchtendes Vorbild gilt.

Doch auch in Ungarn, wo die *Fidesz*-Regierung befeuert von der *Jobbik*-Opposition immer wieder mit Tiraden gegen die EU und das internationale Kapital auffällt, zeigt sich das Problem der umstandslosen Umsetzung einer gegenüber dem Westen isolationistischen Politik in einer weitestgehend in den Weltmarkt integrierten Ökonomie mitten in Europa. Das klassische faschistische Modell einer massiv gesteigerten Staatsnachfrage, die durch eine exorbitante Verschuldung finanziert wird, die letztlich nur durch militärische Expansion getilgt werden kann, scheint keine Option zu sein. Schon das Beispiel Kärntens unter Jörg Haider hat gezeigt, dass es auch durch die Kooperation mit antisemitischen Ölpotentaten wie Muammar al-Gaddafi oder Saddam Hussein auf Dauer nicht substituiert werden kann. Auch in Ungarn ist es ausgesprochen fraglich, ob die sowohl von *Fidesz* als auch von *Jobbik* betriebene Annährung an das iranische Regime samt Ausbau der bisher vergleichsweise unterentwickelten ökonomischen Beziehungen eine ernsthafte Alternative darstellt.

Nur macht das die Hetze der ungarischen Rechtsparteien kein bisschen weniger gefährlich. Im Gegenteil: je mehr sich die wirtschaftspolitischen Maßnahmen der Orbán-Regierung als aussichtsloser Versuch erweisen, den Gesetzen des Weltmarkts etwas entgegenzusetzen, desto aggressiver dürften die Angriffe gegen all jene werden, von denen sich immer mehr Ungarn in ihren antiwestlichen Ressentiments und wahnhaften Projektionen bedroht fühlen. Zu erwarten ist von *Fidesz* letztlich ein pragmatisches Einlenken gegenüber EU und IWF, insbesondere hinsichtlich der Frage der Unabhängigkeit der ungarischen Zentralbank, aber gleichzeitig eine Verschärfung der antiwestlichen, antiliberalen Rhetorik. Letzteres wird wiederum die offen rechtsradikale Konkurrenz der Regierungspartei stärken. Sollte die *Jobbik*-Partei, die von einer Bedrohung Ungarns durch Israel fantasiert, als großer Gewinner aus der Krise hervorgehen, wäre mit einer zunehmenden Faschisierung auch der Außenpolitik zu rechnen, in der der Antisemitismus zur Leitlinie würde. Die Mullahs in Teheran würden sich freuen und einen derartigen Prozess wohl tatkräftig unterstützen.

Aufstieg und Ausrichtung der ungarischen Rechtsparteien verweisen auf einen Ausdifferenzierungsprozess im europäischen Rechtsradikalismus. *Fidesz*-nahe Autoren wie der Orbán-Freund Zsolt Bayer und die *Jobbik*-Nazis stehen für einen traditionellen Antisemitismus, der sich gar keine Mühe geben will und muss, aus dem Schatten des Nationalsozialismus, bzw. der ungarischen Horthy-Faschisten zu treten. Die NPD, die in Deutschland ähnlich agiert, zeigt allerdings, dass in Westeuropa auf nationaler Ebene mit einer derartigen Positionierung keine großen Wahlerfolge zu erzielen sind. Dementsprechend setzen vergleichsweise erfolgreiche rechtsradikale Parteien auf eine partielle Modernisierung – allerdings nicht in dem oft behaupteten Sinn, dass sie den Antisemitismus einfach durch Hetze gegen in Europa lebende Moslems »ersetzen« würden. Die europäischen Rechtsradikalen ringen im Zeitalter der Konkurrenz zwischen abendländischem Antisemitismus und islamischen Djihadismus um ihre Positionsbestimmung. Dem Regime in Teherans begegnen sie dabei mit jener Mischung aus Ehrfurcht und Neid, die auch die ungarischen Antisemiten an die Seite der Machthaber in Teheran treibt.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien, wissenschaftlicher Berater des Bündnisses STOP THE BOMB, Mitherausgeber von »Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung« (Studienverlag 2010) und Herausgeber von »Postnazismus revisited. Das Nachleben des Nationalsozialismus im 21. Jahrhundert« (ça ira 2012).

BEZAHLTE ANZEIGE

Der moderne Reichsverweser oder Raubrittertum auf der Donau

Eine Groll-Geschichte über Viktor Orbán und die außer Rand und Band geratene Politik der Magyaren von *Erwin Riess.*

Vor Grein hatten Groll und der Dozent es sich in einer Bucht an der Donau gemütlich gemacht. Der Dozent hielt ein Notizbuch auf den Knien und schrieb. Groll hielt mit dem Fernglas nach Schiffen Ausschau. Mit einem Seufzer setzte er das Glas ab. Der Dozent schaute auf.
»Noch immer kein Schiff zu sehen?«
Groll nickte.
»Vielleicht ist es wegen des Hochwassers?«
»Unsinn«, antwortete Groll. »Das ist kein Hochwasser, höchstens Mittelwasser. Für die Schiffahrt kein Problem.«
»Vielleicht ist die Wirtschaftskrise schuld?«
»Unsinn. Schuld ist Viktor Orbán und die außer Rand und Band geratene Politik der Magyaren, die mit Volldampf in die dreißiger Jahre unterwegs ist«, erwiderte Groll bitter.
Er sei ebenfalls der Meinung, daß Ungarn den historischen Rückwärtsgang eingeschlagen habe, stimmte der Dozent bei, daß dies schuld am ausbleibenden Schiffsverkehr sei, müsse Groll ihm aber erst erklären.
Der setzte sich im Rollstuhl zurecht. »Ungarn hat am 1. März 2012 zwei Verordnungen erlassen, die zu einer gravierenden Einschränkung der Schiffahrt führen«, begann er seine Erklärung. »Im Gegensatz zur europäischen Praxis werden erstmals Maximalwerte für die Größe und den Tiefgang von Schubverbänden festgelegt. Nunmehr dürfen Frachtschiffe auf der Donau oberhalb von Budapest nur mehr vier Lastkähne oder Bargen mit maximal 2,5 Meter Tiefgang führen, unterhalb der Hauptstadt sind nur mehr sechs statt früher bis zu neun und zehn Schubkähne gestattet. Der Schiffsverkehr auf dem Strom wird durch diese Maßnahme staatlichen Raubrittertums unwirtschaftlich. Allein die Beschränkung der Anzahl der Bargen reduziert die Ladekapazität von Schubverbänden um ein Drittel. Und die Begrenzung des Tiefgangs bedeutet eine weitere Reduktion um bis zu zwanzig Prozent. Für den Transport auf der Donau sind die neuen Regeln existenzbedrohend.«
Verblüfft fragte der Dozent, weshalb Ungarn zu dieser seltsamen Maßnahme greife.
»Der Zweck der Übung ist der Schutz ungarischer Reeder, die kleine und wenig tiefgehende Kähne in Verwendung haben«, antwortete Groll. »Im Gegensatz zu den Ungarn investierten die Reedereien in Deutschland und Holland massiv in die Erneuerung und Vergrößerung ihrer Schiffe, dies alles mit Unterstützung der EU, die transeuropäischen Schiffahrtsnetze fördert – obwohl die LKW-Spediteure nach wie vor über eine mächtige Lobby in Brüssel verfügen. Durch den ungarischen Flaschenhals können nun die modernen Kähne, die den Schiffsverkehr auf der Donau profitabel machten, nicht auf der ganzen Länge der Donau bis zum Schwarzen Meer fahren, der Kostenvorteil gegenüber Bahn und Straße geht somit verloren. Und das, obwohl die Donau nur zu sieben Prozent ihrer Kapazität genutzt wird, während es beim Rhein zehnmal soviel sind!«
»Mir scheint eher, daß die ungarischen Eliten von dem Wahn befallen sind, sich an Europa rächen zu müssen«, warf der Dozent ein. »Orbán spielt sich als Bollwerk gegen den modernen Kapitalismus auf, als Freiheitskämpfer des stolzen Magyarentums. Dabei ist sein Ungarn eine Melange aus einem erzkonservativen Chauvinismus und einem faschistoiden Anti-Kapitalismus, ähnlich jenem des jungen Mussolini vor der Machtergreifung im Jahr 1922.«
»Sie meinen den berühmten 'Marsch auf Rom und Umgebung', wie Emilio Lussu sarkastisch die Aktion beschrieb, in der die Schwarzhemden Mussolinis in den verschlammten Feldern vor Rom stecken blieben, während der Duce im Schlafwagen von Mailand nach Rom unterwegs war?«
»So ist es«, bekräftigte der Dozent. »Aber im Gegensatz zu Mussolini marschieren Orbán und die mit ihm hinterrücks verbündeten Schwarzstiefel der Jobbik-Partei nicht in Richtung der Hauptstadt, sie sind längst dort. Erst Anfang Mai zogen Tausende Uniformierte durch die Budapester Innenstadt. Niemand getraute sich, Widerstand zu leisten. Auch die Polizei sah tatenlos zu – obwohl militärische Aufmärsche von Privatgruppen gesetzlich verboten sind. Sie marschierten, völkische Parolen brüllend, durch die Hauptstadt. Eine Schmierenkomödie der Sonderklasse«.
»Die nur von der Liebedienerei der EU vor Donauadmiral Orbán übertroffen wird«, unterbrach Groll.
»Sie haben leider recht, geschätzter Groll. Admiral Miklós Horthy, der Diktator der zwanziger und dreißiger Jahre, war der letzte Flottenkommandant der k u k -Marine, er ließ sich nach der Niederschlagung der Räterepublik als Monarch ohne Monarchie einsetzen, als »Reichsverweser« – so sein offizieller Titel. Er vertrat das Konzept des »Volksnationalen«, das einen »authentischen« ungarischen Charakter betonte. Die jüdischen Bürger waren davon ausgeschlossen, sie wurden als Schädlinge am ungarischen Volkskörper hingestellt, der junge Hitler hat viel von Horthy gelernt. Aber während Horthy als konservativer Reaktionär bestrebt war, die autoritäre Gesellschaftsordnung Ungarns unversehrt zu belassen, wozu vor allem die Bewahrung der Adels-Privilegien im Staatswesen gehörte, ersetzte Hitler den Adel durch die Partei.«
Im heutigen Ungarn könne man beide Strömungen antreffen, setzte Groll den Gedanken fort. Orbán knüpfe an das Horthy-Regime an, und die rassistischen Jobbik-Leute an den Hitlerismus, genauer gesagt: an dessen ungarischem Ableger, dem Pfeilkreuzlertum. Die Pfeilkreuzler hätten 1944 mit deutscher Hilfe Horthy aus dem Amt vertrieben, resümierte der Dozent düster.
»Wir werden ja sehen, ob Orbán, der ungarische Caudillo, am Ende auch von den offenen Faschisten weggeräumt wird.«
Im 21. Jahrhundert sei es unvorstellbar, daß eine faschistische Partei in Mitteleuropa Regierungsämter übernehme, noch dazu wo Ungarn sogar Mitglied der NATO sei. Die Zeiten, wo so etwas möglich war, seien endgültig vorbei, erwiderte Groll aufhin der Dozent.
Bis vor kurzem habe man auch die Entwicklung Orbáns zum »Reichsverweser neuen Stils« für unmöglich gehalten, widersprach Groll und fügte hinzu, daß die Jobbik laut neuesten Umfragen fünfundzwanzig Prozent erreiche. Auch sei es kein Zufall, daß die amtliche Bezeichnung des Staates seit 2012 nicht mehr »Republik Ungarn«, sondern nur mehr »Ungarn« laute. »Von der ›Volksrepublik Ungarn‹ über die ›Republik Ungarn‹ zu ›Ungarn‹. Ein Marsch in die Tiefe des völkischen Wesens!«
Der Dozent erhob sich. »Geschätzter Groll, ich teile Ihre Besorgnis. Dennoch halte ich dafür, daß für das von Ihnen beschriebene Horrorszenario das internationale Umfeld fehlt.«
»Verehrter Dozent! Wenn ich mir vergegenwärtige, daß rechtsextreme Parteien der europäischen Finanzkrise folgen wie Schleppkähne dem Zugschiff, bin ich mir da nicht so sicher«, entgegnete Groll. »Reden wir nach den österreichischen Wahlen im Herbst 2013 weiter. Die 'Soziale Heimatpartei FPÖ' liegt in den Umfragen gleichauf mit den Sozialdemokraten, und der ÖVP droht der Sturz in den Orkus.«
»Selber schuld«, murmelte der Dozent.
»So kann man es auch sehen. Aber bedenken Sie auch, wer nach dem Untergang der Democrazia Cristiana ans Ruder kam?«
Der Dozent antwortete nicht, er war eines Kabinenschiffs ansichtig geworden, das sich langsam bergwärts schob.

Quellen: Pester Lloyd, 14. Mai 2012, Kurier, 30. April 2012, Wirtschaftskammer Oberösterreich, Presseaussendung Karl Jachs, Referat für Verkehrspolitik

---

Erwin Riess ist Schriftsteller und lebt in Wien und Pörtschach. Zuletzt erschien im Otto Müller Verlag sein Roman »Herr Groll im Schatten der Karawanken.«





Überleben durch Kapitalverbrechen

Diedrich Diederichsen hat ein Buch über die »Sopranos« geschrieben. *Anna Masoner* führte darüber ein Interview mit dem Poptheoretiker, der seit 2006 am Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften der Akademie der Bildenden Künste in Wien lehrt.

Seit ein paar Monaten widmet sich der auf Philosophie und Kunsttheorie spezialisierte Zürcher Verlag diaphanes mit der Reihe booklets dem Phänomen der Fernsehserie. Genauer gesagt, jenen amerikanischen Kulturprodukten, die seit ungefähr einem Jahrzehnt gerade in Europa für Verzückung sorgen. Sie stammen zum überwiegenden Teil vom amerikanischen Kabelsender HBO: von Seinfeld über The Wire bis hin zu Lost. Eingeläutet wurde das »Goldene Zeitalter« der amerikanischen Fernsehserie um die Jahrtausendwende von The Sopranos. Bei den Sopranos handelt es sich um eine fiktive italo-amerikanische Mafiafamilie in New Jersey. Im Mittelpunkt steht der Mittvierziger Tony Soprano. Weil ihn Panikattacken plagen, sucht er eine Psychotherapeutin auf. Eigentlich unterscheidet ihn nichts von anderen Männern seines Alters der weißen, etwas gehobenen US amerikanischen Mittelschicht: es kriselt in seiner Ehe, seine Kinder kommen ins Teenageralter, sein Job macht ihm immer mehr zu schaffen. Mit dem Unterschied, dass er gewerbsmäßig immer wieder Menschen liquidieren muss. Als Mafiamitglied gehört das zu seinem Job. Vor seiner Familie und seinen Kollegen muss er seine shrink-Besuche geheim halten. Und auch seiner Psychotherapeutin Dr. Melfi enthüllt er erst langsam die wahre Natur seiner beruflichen Tätigkeit.

»Die ›Sopranos‹ haben immer den Umstand artikuliert, dass Leute, die eigentlich nichts anderes wollen als ein Häuschen in Suburbia, nicht anders überleben können als durch Kapitalverbrechen.« Diedrich Diederichsen

Zuerst mal allgemein: Sind Sie ein Serienjunkie, ein Serienschauer? Wie oder unter welchen Umständen haben Sie die Sopranos für sich entdeckt?

Nein, ich bin kein Junkie. Die Sopranos waren ja kein Geheimnis, man musste sie nicht entdecken; sie liefen ja sogar im ZDF.

Was hat Sie an den Sopranos fasziniert?

Ich habe ja ein Buch über diese Serie geschrieben; wie man von ihr fasziniert wird, lege ich ja dar. Ob ich persönlich fasziniert bin oder war, möchte ich am liebsten offen lassen. Ich bin nicht unbedingt ein Anhänger der Idee, dass man von dem, was einen interessiert, fasziniert sein muss.

Die Serie handelt vom Alltag eines Mafiaclans in New Jersey. Sehr schnell identifiziert man sich mit der Hauptfigur Tony Soprano, der, wie sie selbst schreiben, ein mehrfacher Mörder und Peiniger ist. Wie gelingt das?

Na, ich denke, ich habe auch das recht ausführlich in dem Buch beschrieben: Man identifiziert sich halt gerade nicht mit Tony Soprano, sondern es werden einem unterschiedliche Einstiegsmöglichkeiten geboten, sich mit Figuren in seiner Nähe zu identifizieren, bzw. deren Perspektive einzunehmen. Das Spezifische an modernen Serien ist ja, dass sie unterschiedliche Publika im Auge haben und daher verschiedene Perspektiven auf das Geschehen anbieten.

Die Sopranos haben ja in den Augen vieler Kritiker und Auskenner das »Goldene Zeitalter« der amerikanischen Serien eingeleitet. Was macht denn die Sopranos besonders, hebt sie ab von Vorgängerserien der 90er wie Seinfeld oder Ally McBeal?

Im Gegensatz zu den beiden genannten Serien erzählen sie eine einzige große Geschichte mit diversen größeren und kleineren Erzählbögen. Das alleine ist noch kein Alleinstellungsmerkmal, aber selten hatte so eine Erzählung so eine fein gebaute und doch sehr tragfähige Architektur. Mir ist aber nicht klar, in welcher Hinsicht Ally McBeal und Seinfeld Vorläufer sind, allenfalls in Bezug auf öffentliche Gespräche. Der große Unterschied wäre dann, dass dieses Gespräch bei diesen beiden noch von Sendeterminen im TV vorstrukturiert wurde, während man die Sopranos eher auf DVD oder gerippten Files angesehen hat - also nach einem eigenen, selbst gewählten Zeitregime, ähnlich wie beim Lesen von Büchern.

Sie sinnieren im Buch auch über das Serienschauen selbst. Heute konsumiert man Serien anders, zieht sich eine DVD nach der anderen rein, hortet sie auf der Festplatte. Es geschieht nicht mehr häppchenweise und durch den Sender bestimmt, wie vor 10 bis 20 Jahren. Wird es da leichter in eine Serie hineinzukippen?

Also ich hoffe, dass ich nicht sinniere. Die Serien sind ja so gebaut, dass sie einen solchen Rezeptionsstil begünstigen. Ich würde ja sagen, dass Dr. Melfi eine Allegorie des teils süchtigen, teils analytischen Zuschauer eines deregulierten Fernsehens darstellt. Man kippt rein, wie Sie sagen, aber genauso leicht, bricht man auch mit einer Serie: Man begegnet ihr dann nicht zufällig wieder, wie beim alten TV.

Bei den Sopranos handelt es sich um eine Parabel auf die untergehende (amerikanische) Mittelklasse mit ihrer Kultur der materiellen Arbeit, schreiben Sie. Tony Soprano funktioniert nicht mehr wie er sollte, hat Panikattacken und sucht deshalb eine Psychiaterin auf. Warum eignet sich das Mafiamilieu dafür so besonders?

Die Mafiafamilie ist halt eine Verschärfung. Sie ist genauso spießig wie die echte Mittelklasse, aber es geht immer um Leben und Tod. Wenn eine Klasse untergeht, geht es ja um Leben und Tod; die Mafiafamilie ist ein gutes Bild dieser Verschärfung.

Geld, in den allermeisten Fällen höchst schmutziges, spielt (nicht besonders überraschend im Mafiamilieu) eine wichtige Rolle. Das Seelische wird zu einer Sache der Buchführung (...) mit dem der Seelenfrieden zurechtkonstruiert wird, schreiben sie. Das lässt sich wohl auch über »normalere« Menschen sagen. Ticken wir im Prinzip alle wie die Sopranos?

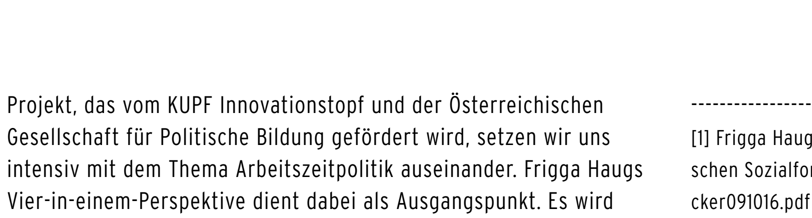
Dass das Seelische zu einer Sache der Buchführung wird, kann man schlecht als normal akzeptieren, das ist in hohem Maße neurotisch. Ich weiß nicht, wer mit »wir alle« gemeint ist. Man braucht schon eine nähere Klassifizierung: Westliche Kleinbürger, die ein kleines bis mittleres Unternehmen führen, ticken zumindest so ähnlich; nämlich in der Hinsicht, dass die Sopranos auch solche Kleinbürger sind. Aber die Anzahl möglicher Ideologien in Bezug auf ihren Seelenfrieden ist doch höher und bietet mehr Selektionsmöglichkeiten.

Diedrich Diederichsen: The Sopranos, diaphanes booklet, 2012

BEZAHLTE ANZEIGE

Radio FRO

Teilzeitarbeit für alle!



Genau! Teilzeitarbeit für alle als eine zeitgemäße Unterwanderung festgefahrener Politik, gewohnter Vorstellungen, eingerosteter Identitäten, Ungleichzeitigkeiten und Ungerechtigkeiten.[1] So lautet eine der Forderungen der deutschen Philosophin, Mutter und Soziologin Frigga Haug. Die Professorin und langjährige Frauenaktivistin ist seit ihrer Gründung Mitglied der Partei »Die Linke«, Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von attac, Vorsitzende des Berliner Instituts für kritische Theorie, u.v.m. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf Frauenpolitik, Arbeit und sozialwissenschaftlichen Methoden. 2009 hat sie viele ihrer Überlegungen der letzten Jahrzehnte zusammengeführt zur »Vier-in-einem-Perspektive«, die nicht nur Impulse für eine Politik von Frauen für eine neue Linke liefert, sondern auch für neue Lebens- und Gesellschaftsentwürfe.

Die Vier-in-einem-Perspektive

Was ist die Vier-in-einem-Perspektive, welche vier Bereiche gilt es da als Ganzes zu denken? Frigga Haug meint die vier Arbeitsbereiche Erwerbsarbeit, Familienarbeit, politische Arbeit und kulturelle Arbeit. Erwerbsarbeit meint die Lohnarbeit, mit der wir unseren Lebensunterhalt bestreiten; Familienarbeit ist Sorgearbeit, die von der Betreuung von Kindern oder Eltern bis hin zur Nachbarschaftshilfe reicht. Politische Arbeit meint Gemeinwesensarbeit bzw. gesellschaftspolitisches Engagement, und der Bereich der kulturellen Arbeit umfasst vor allem persönliche Entfaltung und Entwicklungschancen.
Diese vier Bereiche sind gleichermaßen notwendig, bzw. elementar für das Funktionieren unserer Gesellschaft und sollten daher gleichberechtigt – auf zeitlich gleicher Ebene – angeordnet werden, anstatt sie einander über- und unterzuordnen; anstatt den Bereich der Lohnarbeit in der Hierarchie über alle anderen Tätigkeitsbereiche zu stellen. Denn: Wer soll das schaffen, sich neben einer 40-Stunden-Woche noch aufmerksam und liebevoll um die Kinder zu kümmern, sich politisch einzumischen bzw. gesellschaftspolitische Aufgaben zu übernehmen und dann noch, wie schön, ein neues Instrument lernen, sich mit Philosophie beschäftigen oder gar eine eigene Talksendung über dieses und jenes im Freien Radio zu machen? Als Antwort können wir nur einen Stoßseufzer ausstoßen. Es soll solche Menschen geben, die das alles auf die Reihe kriegen, doch auch die werden nicht immer vom Burnout verschont. Das Leitmotiv unseres Lebensalltags, wir alle kennen es: »Wenn ich mal Zeit hätte…«.

Kampf um Zeit

An der Basis unserer Gesellschaft spielt sich ein Kampf um Zeit ab. Wer hat die Möglichkeit, wie viel Zeit für welche Tätigkeiten aufzubringen? Wer kümmert sich um die Kinder? Wer macht Politik? Wer verbringt den Großteil der Zeit mit Lohnarbeit und verdient Geld? Es liegt auf der Hand: Die ungerechte Verteilung von Zeit in unserer Gesellschaft ist eine wichtige Ursache für die Ungleichberechtigung von Frauen. Oder, mit den Worten Frigga Haugs: Geschlechterverhältnisse sind Produktionsverhältnisse; sie sind nicht bloß Zutat zu den Produktionsverhältnissen, sondern diesen selbst konstitutiv eingeschrieben.[3] Nach Frigga Haug ist eine Gleichstellung von Frauen nur dann möglich, wenn wir unser arbeitsteiliges Gesellschaftssystem dahingehend verändern, dass alle vier Arbeitsbereiche gerecht unter den Geschlechtern aufgeteilt werden.
Als konkreten ersten Schritt in diese Richtung schlägt sie die 20-Stunden-Woche für alle vor. 20 Stunden Lohnarbeit wäre dann Vollzeit. Und wir alle hätten voll (viel) Zeit und wären befreit von der Einseitigkeit - bei so einer Vision gehen gleich die Reime mit mir durch. Politik wäre dann keine Angelegenheit einer korrupten Elite mehr, sondern Teil unseres Lebens, Teil unserer Arbeit. Männern wäre der Zugang zur Sorgearbeit und Kinderbetreuung nicht mehr, so wie jetzt, mehrheitlich verwehrt. Wir könnten unser Gemüse wieder selber anbauen. Und unsere Medien selber machen. Womöglich würden dann auch mehr Frauen bei Radio FRO eine eigene Radiosendung machen – im Moment sind rund zwei Drittel der Programmmachenden bei Radio FRO Männer, nur rund ein Drittel sind Frauen. Immerhin.

»Geschlechterverhältnisse sind nicht einfach Mann-Frau-Beziehungen, keine Fragen autoritärer oder masochistischer Persönlichkeiten, durch Charakterschulung behebbar, sondern selbst nur als Produktionsverhältnisse zu begreifen. Grundlage ist die Struktur gesellschaftlicher Arbeitsteilung…«[2]

Arbeitszeitpolitik bei Radio FRO

Radio FRO 105.0 versteht sich als Plattform, in der gesellschaftspolitische Alternativen ernsthaft diskutiert werden und als Ort, an dem gerechtere Verhältnisse erprobt werden. In einem aktuellen Projekt, das vom KUPF Innovationstopf und der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung gefördert wird, setzen wir uns intensiv mit dem Thema Arbeitszeitpolitik auseinander. Frigga Haugs Vier-in-einem-Perspektive dient dabei als Ausgangspunkt. Es wird einen Workshop mit ehrenamtlichen RadiomacherInnen bei Radio FRO geben und selbstverständlich auch Radiosendungen, die sich um die Verteilung von Zeit und Macht drehen.
Wir wollen erarbeiten, welche strukturellen Bedingungen es braucht, dass Menschen ehrenamtliche Kulturarbeit im Radio leisten können. Und herausfinden, wie unsere ProgrammmacherInnen das schaffen und mit anderen Arbeitsbereichen vereinbaren. Denn: Hinter den Stimmen aus dem FRO-Äther stecken – das sei noch gesagt – einzigartige Menschen mit Lebensentwürfen, die die theoretische Vier-in-einem-Perspektive noch erweitern bzw. mit Leben füllen können.

Und zum Schluss noch eine Einladung!

Im Rahmen des Projekts findet auch ein Vortrag im Kepler Salon zum Thema »Eine neue Arbeitszeitpolitik für Frauen und Männer« statt. Die Referentin Katharina Schwabedissen ist Krankenschwester, Magistra Philosophie und Geschichte, Mutter von zwei Söhnen und Landessprecherin DIE LINKE Nordrhein-Westfalen. Sie wird über die Vier-in-einem-Perspektive sprechen und darüber, dass die Zeit denen gehören soll, die sie leben. Also uns!

Wir freuen uns auf euer Kommen!

Veronika Moser

Weiterlesen:

Sabine Gruber, Frigga Haug, Stephan Krull (Hg.): Arbeiten wie noch nie!? Unterwegs zur kollektiven Handlungsfähigkeit. Argument Verlag, 2010.

Frigga Haug: Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke. Argument Verlag, 2. Aufl. 2011.

http://www.friggahaug.inkrit.de/

[1] Frigga Haug: Teilzeitarbeit für alle. Rede zur Eröffnung des dritten deutschen Sozialforums. http://www.friggahaug.inkrit.de/documents/hitzacker091016.pdf
[2] Frigga Haug: Die Geschichte der Vier-in-einem-Perspektive als Schule des Lernens, In: Arbeiten wie noch nie!? Unterwegs zur kollektiven Handlungsfähigkeit. Argument 2010, S.137.
[3] Vgl. Frigga Haug: Die Vier-in-einem-Perspektive als Leitfaden für die Politik. In: Das Argument 291/2011, S. 241 ff.

Veronika Moser ist überzeugte Teilzeitarbeiterin bei Radio FRO 105.0 und arbeitet die restliche Zeit an sich selbst und an selbstgeschriebenen Liedern.

Philosophische Matinee: Eine neue Arbeitszeitpolitik für Frauen und Männer

Sonntag, 10. Juni 2012 um 10.30 Uhr
Kepler Salon, Rathausgasse 5, 4020 Linz

www.kepler-salon.at

Es erwarten euch: Vortrag, Diskussion, Kaffee und Butterbrot vom Biobauern.

Eine Veranstaltung von Radio FRO und dem Kepler Salon, in Kooperation mit der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung und dem KUPF Innovationstopf 2012.









Radio FRO Freundeskreis

Liebe FRO-FreundInnen,

wir wissen's eh alle: Freundschaften müssen gepflegt werden. Deshalb trifft sich ab Juni ein Mal im Monat der Freundeskreis zu einem gemütlich-kreativ-genussvollen Abend im Foyer von Radio FRO. Es erwartet euch kein gewöhnlicher Stammtisch, nein! Sondern jeden Monat gibt's kleine Überraschungen in Form von Darbietungen aller Art (musikalisch, kulinarisch, intellektuell… ;)

Das erste Freundeskreis-Treffen ist am Mittwoch, den 6. Juni um 19 Uhr in der Kirchengasse 4. So viel sei schon verraten: Es wird gemunkelt, dass das Klavier nun endlich gestimmt wird. Und dass Aufstrichküche und Brotbackofen in Gang geworfen werden.

Willkommen sind alle, die hungrig sind – unsere FreundInnen und alle, die es noch werden wollen…

Und ach ja: Es gibt Radio FRO Sommerleiberl, frei und fro! Für unseren Freundeskreis – zum Sonderpreis.

Keep the dates

– Immer am ersten Mittwoch im Monat – Im Foyer von Radio FRO – Kirchengasse 4, 4040 Linz

Mittwoch, 6. Juni 2012, 19 Uhr
Mittwoch, 4. Juli 2012, 19 Uhr

VERANSTALTUNGEN STWST
JUNI/JULI

01.06.2012 23:00 THE FUTURE SOUND feat. Take aka Sweatson Klank ----> post-genre & beyond
02.06.2012 22:00 3 YRZ OF BONGLE! SHIZZNIZZ mit B-Complex u.v.m. -----> Drum & Bass, Dubstep
08.06.2012 22:00 Shit & Shine --------> percussive-oriented post-psychedelic
09.06.2012 22:00 MoRkObOt ----> Noise/Heavy Psychedelic/Experimental Rock
15.06.2012 22:00 Ernesty International + Saedi --> indie/Electronica/Pop
16.06.2012 23:00 Fireclath ----> Reggae/Dancehall
22.06.2012 22:00 subAlot sound pres.: ARIES u.v.m. -----> Jungle/Boogie
23.06.2012 22:00 AZ-Soli-Veranstaltung mit Sookee u.a. -----> Hip Hop
29.06.2012 22:00 Der Nino aus Wien ------------------> Pop/Progressive
13.07.2012 17:00 Ottensheim Open Air mit HGichT, Sungrazer, Orchester of Spheres, Ensenada, Xaddax
14.07.2012 17:00 Ottensheim Open Air mit Poetic Pilgrimage, Broken Heart Collector, Kayo & Phekt, Kellies, Striggles, Reflector
07.07. 21:00 DONAUKINO: „SPACE IS THE PLACE", SUN RA
08.07. 21:00 DONAUKINO: „L`ATALANTE", JEAN VIGO

BEZAHLTE ANZEIGE

Rap für Raum

Seit einem Jahr setzt sich eine Gruppe junger Menschen für die Schaffung eines autonomen Zentrums in Linz ein. Am 23. Juni veranstaltet sie in Kooperation mit der STWST eine Soliparty für ihr Projekt. Dem Anliegen eines linksradikalen Freiraums werden Sookee und Yasmo MC ihre Stimmen verleihen. Von *Stephan Roiss*.

SOOKEE ist Quing of Berlin. Quing? Ja, Quing. Queen und King in einem und vor allem: Ist doch scheißegal. Sookee zeigt dem Mainstream im Deutschrap, wo die Judith Butler den Most holt. In einer »Community«, die stark von homophob-heteronorm-sexistischen Strukturen geprägt wird, ist sie eine der wenigen Künstler_innen mit kritisch-politischem Bewusstsein, die von einer breiten Öffentlichkeit gehört wird. So stellte sie z.B. dem geistlosen »No Homo« eines Money Boys ihre Hymne »Pro Homo« entgegen (Album: »Quing«, Springstoff, 2010). Auch auf ihrem dritten Soloalbum »Bitches Butches Dykes & Divas« (Springstoff, 2011) formuliert sie ihre explizit queerfeministische Position und beweist im gleichen Atemzug eindrucksvoll, dass HipHop mit Hirn lustvoll und hochenergetisch sein kann. (*http://www.sookee.de*)

YASMO MC (a.k.a Yasmin Hafedh) aus Wien ist nicht nur literarisch aktiv (z.B. als Redakteurin von »&Radieschen«), sondern auch eine Fixgröße der österreichischen Poetry-Slam-Szene und obendrein eine äußerst charismatische Rapperin. Ihr Debütalbum »keep it realistisch« wurde von Selbstlaut MC produziert, mit Features von Mieze Medusa, Bacchus und Selbstlaut MC geschmückt und erschien im Herbst 2011 über Rufzeichen Records (Backlab Kollektiv). Keine Spur von Gangstergehabe, keine hohle Partymucke: Der Tonträger versammelt 13 deepe und gewitzte Tracks. Yasmo liebt die Bühne und hat trotz ihrer jungen Jahre bereits mehr Live-Erfahrung als so manch alter Hase. Das wird auch das Publikum in der Stadtwerkstatt zu spüren bekommen. Smarte Texte, geschliffene Beats, hohe Präsenz. (*http://www.yasmo.at*)

Auf die beiden Konzerte werden Auflegereien von local heroes folgen, namentlich: DJ MISCHKONSUM, DJANE BOT, sowie KID SPARROW & ROUGHCHIQUE.

Die Party unterstützt ein Projekt, das sich die Schaffung eines autonomen Zentrums (AZ) in Linz zum Ziel gesetzt hat. Der Kern der projektbetreibenden Aktivist_innen besteht derzeit aus 10-20 jungen, motivierten Menschen. Die Gruppe formierte sich im Frühjahr 2011. Was die Beteiligten verband und nach wie vor verbindet, ist der Eindruck eines Mangels. Es fehlt in Linz ein selbstbestimmt organisierter Ort, der als frei zugängliche Vernetzungsstelle und sozialer Raum linksradikaler Bewegungen fungieren kann. Wohl bemerkt: »radikal« nicht im Sinne von blind fundamentalistisch, sondern von möglichst vorurteilsfrei und grundsätzlich reflektierend. Es besteht seitens der Gruppe keine Bindung an Parteipolitik oder an ein bestimmtes Theoriegebäude. Das AZ soll auf undogmatische Weise progressiven Lebens- und Handlungsformen eine Infrastruktur bieten. Mitunter will man die Lücke schließen, die das Ende des Infoladens Treibsand hinterlassen hat. Aber das ist nicht alles. Neben einer kritischen Bibliothek soll es im AZ Raum für diverse Diskussionen und Versammlungen geben; es sollen Barbetrieb und Volksküchen stattfinden; Vorträge, Lesungen und kleinere Konzerte veranstaltet und künstlerischer Off-Space geboten werden. Das AZ ist prinzipiell als offene Einrichtung gedacht. Den diversen Ismen, die Diskriminierungen markieren (Sexismen, Rassismen, Faschismen, ...) begegnet man allerdings mit offensiver Ablehnung. Das AZ will darüber hinaus auf Hierarchien und Anstellungsverhältnisse gänzlich verzichten. Die Entscheidungen sollen gemeinsam in großen Plena und Arbeitsgruppen getroffen werden.

Um nicht in die Naivitätsfalle zu tappen, wurde eine Veranstaltungsreihe ins Leben gerufen, im Zuge derer man aus der Geschichte bzw. von vergleichbaren Projekten lernen will. An drei Abenden wurden bereits der Werdegang des Infoladens Treibsand beleuchtet, Erfahrungen von Betreibenden des ZAKK in Passau eingeholt und die Entwicklungen in Salzburg (Infoladen & Sub) diskutiert. Ein wichtiger Schluss aus diesen Auseinandersetzungen ist, dass die Langlebigkeit von Bewegungen stark von der Kontinuität entsprechender Räume abhängig ist. Aus diesem Grund ziehen die AZ-Aktivist_innen die Anmietung eines Objektes alternativen Möglichkeiten der Raumbeschaffung, wie beispielsweise einer Hausbesetzung, vor. Die ständige Bedrohung einer Räumung wäre zu groß und die rechtliche Sicherheit zu gering. Zu Redaktionsschluss stand bereits ein konkretes Mietobjekt in Aussicht. Die Vertragsverhandlungen waren zwar noch nicht abgeschlossen, deren Verlauf stimmte die Gruppe aber optimistisch.

Die öffentliche Hand wird nicht grundsätzlich zurückgewiesen. Sofern die Bedingungen stimmen, würde man für einzelne Projekte Förderungen annehmen. Eine Abhängigkeit im Rahmen einer regelmäßigen Subventionierung will man allerdings umgehen. Generell ist die Eigenständigkeit gegenüber staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen für die AZ-Gruppe entscheidend. Die Finanzierung des AZ soll über Fördermitgliedschaften, Thekeneinnahmen, Soliparties und anderen Formen der direkten Unterstützung erfolgen. Eine erste Soliparty fand bereits im Dezember des Vorjahres in der KAPU statt. Unter anderem mit Konzerten von Candelilla (München) und The Gore-Gore-Boys (Wien). Nun folgt der zweite Streich in der STWST. Mit einem musikalischen Schwerpunkt auf freigeistigem, emanzipatorischem HipHop.

Weiterführende Informationen finden sich unter *http://az-linz.servus.at*.

P.S.: Die Gruppe zur Schaffung eines autonomen Zentrums in Linz freut sich über jede und jeden, die/der ein Interesse an Mitarbeit und/oder Kooperation besitzt und lädt dazu ein, via *az-linz@servus*. at Kontakt aufzunehmen. Auch Sachspenden und finanzielle Zuwendungen werden gerne angenommen: **Verein zur Förderung autonomer Kunst, Kultur und Politik / Kontonummer: 20010 932 697 / BLZ 14200 (easybank).**

BEZAHLTE ANZEIGE

NEU! NEU! NEU! NEU! NEU! NEU! NEU!

HTTP://VERSORGERIN.STWST.AT

NEU! NEU! NEU! NEU! NEU! NEU! NEU!

BEZAHLTE ANZEIGEN

Impressum versorgerin Nr. 0094 / juni 2012 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . email: versorgerin@servus.at . web: http://versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, franz xaver . cover: astrid benzer . gibling: oona valarie serbest . layout: astrid benzer, astrid.benzer@aon.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**